

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Hände, die
der Satan
schuf



**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Hände, die der Satan schuf

John Sinclair Taschenbuch Nr. 44

von Jason Dark

erschienen am 13.11.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Hände, die der Satan schuf

Er hiess Ricardo Bachara und war ein begnadete Schnitzer. Böse Zungen behaupteten, solche Kunstfertigkeit ginge nicht mit rechten Dingen zu. Es stimmte tatsächlich. Der Satan hatte ihm die Begabung schon mit in die Wiege gelegt. Nur gab der Teufel nichts umsonst. Ricardo musste seine Aufträge ausführen. Er schuf die Nachbildungen der Menschen, die der Teufel hasste und vernichten wollte. Einer davon war ich...

Diese Hände waren nicht normal!

Bei ihrer Entstehung mußte der Satan mitgewirkt haben, denn Ricardo Bachara bezeichnete sie selbst als außergewöhnlich und unerklärbar. Es waren seine Hände, über die er sprach und nachdachte. Hände, die eigentlich völlig normal aussahen und es doch nicht waren. Was sie anpackten, gelang!

Ricardo Bachara war kein bescheidener Mensch. Er schätzte seine Möglichkeiten schon richtig ein, und er bezeichnete sich selbst als einen genialen Schöpfer. Vor allen Dingen deshalb, weil jemand hinter ihm stand, der ihm die Kraft gab, der ihn leitete und auf das Ziel hinführte. Ricardo Bachara hatte ihn nie gesehen. Er wußte nur, daß er vorhanden war und ihn beobachtete. Dieses Wissen genügte ihm. Der andere schaute zu, leitete, er zog die Fäden oder ließ Menschen an der langen Leine laufen, und Ricardo gehorchte.

Der Schatten des Mannes fiel auf die Werkbank, vor der er saß. Immer wenn er sich bewegte, quietschte der Drehschemel, auch jetzt, als er seine Arme angehoben hatte und die Hände in den Lichtkegel der eingeschalteten Lampe brachte.

Das Licht fiel über die Finger.

Ricardo senkte den Kopf. Er kannte seine Finger, dennoch wurde er nicht müde sie anzuschauen. Da glich er einem Narziß, der sich am Anblick seines eigenen Körpers hochschaukelte.

Es waren lange Finger. Keine dünnen Stäbe, sondern kräftig. Unter der braunen Haut wuchsen starke Knochen. Die Nägel zeigten einen gesunden Halbmond, sie waren glatt, ohne Risse und Spalten. Manche Klavierspieler besaßen diese Finger, aber Ricardo spielte nicht auf dem Klavier. Er ging einer anderen Arbeit nach. Er schnitzte!

Diese Finger waren in der Lage, ein kleines Stück Holz in ein Kunstwerk zu verwandeln. So echt, so gut, daß sich jeder in dem wiedererkannte, was Ricardo da schuf. Er schnitzte Menschen.

Frauen, Männer und Kinder. Er formte die Figuren nach, die ihm irgendwann einmal in seinem langen Leben begegnet waren. Und er tat dies mit einem ungeheuren Geschick. Zuerst hatte er seine Eltern geschnitzt. Sie waren lange tot. Auf dem Regal seines kleinen Zimmers standen sie jetzt als Andenken.

Später schnitzte er seine Freunde, die Bekannten, auch noch Verwandte. Schließlich Menschen, die er auf der Straße sah, selbst wenn es zu flüchtigen Begegnungen kam. Dabei hatte er sich über sein fotografisches Gedächtnis gewundert. Er brauchte eine Person nur einmal zu sehen, und er wußte genau, wie diese aussah. Danach hatte es eine Zeit in seinem Leben gegeben, die er als die wertvollste bezeichnete. Auch wenn sie hart gewesen war. Das Verbrechen hatte ihn berührt, erst nur gestreift, dann war es ihm gelungen, ihn in seinen Bann zu ziehen.

Ricardo Bachara war den schlimmen Weg gegangen, und er hatte zu hassen gelernt.

Menschen, die hassen und besondere Fähigkeiten besitzen, sind immer eine leichte Beute für die Hölle. Bei dem Schnitzer war es nicht anders gewesen. Nach seiner Flucht in die Einsamkeit hatte sich der Teufel gemeldet und ihn völlig in seinen Bann gezogen. Er hatte ihm Vorschläge unterbreitet, die Ricardo schwindlig werden ließen. Wenn das alles eintraf, was der Teufel sagte, war er bald mächtig. Dann erfüllte sich sein gewaltiger Lebenstraum.

Von nun an schnitzte er wie besessen. Und der Satan gab ihm seinen Segen.

Wie auch in dieser Nacht, als der Himmel dunkel und wolkenverhangen war, so daß die runden Kuppen der Berge im Dunst lagen. Ob es Nacht war oder Tag, das interessierte Ricardo Bachara nicht, er arbeitete, und es gab kaum jemand, der ihn störte.

Noch immer schaute auf seine Hände. Er spitzte dabei die Lippen und blies über die Finger.

Holzstaub flog der Lampe entgegen. Die Partikel schimmerten im Lichtschein. Beide Hände hatte er auf die Arbeitsplatte gelegt. Seine rechte bewegte er jetzt, so daß sie außerhalb des Lichtscheins geriet. Auch die linke verschwand für einen Moment. Als sie wieder erschien, umklammerten Daumen und Zeigefinger ein kleines Schnitzmesser. Es war da für die Feinarbeiten.

Die rechte Hand hatte nach einer Puppe gegriffen. Aus dem Stück Holz war ein Meisterwerk entstanden, ein Mensch, wie er fast hätte leben können.

Sein Gesicht wirkte kaum steif, es besaß ein Leben, und Bacharas Züge verzogen sich zu einem kalten Lächeln, als er in das kunstvolle Gesicht des anderen starrte.

Wie er diesen Mann haßte!

Er hatte ihn gejagt und fast auch gehabt, wenn es Bachara nicht im letzten Augenblick gelungen wäre, durch einen Fluchttunnel zu verschwinden. Das Gesicht des Mannes hatte er nie vergessen. Jede Pore in seiner Haut kannte er und auch den Namen. Der Mann hieß Harald West!

Ein Feind, ein Todfeind sogar, der vernichtet werden mußte. Und er, Ricardo, hatte endlich die Macht und auch die Kraft dazu, da es jemand gab, der hinter ihm stand und ihn schützte.

Satan wachte...

Und er war da.

Man sah ihn nie, man hörte ihn nicht, er kam, wenn er kommen wollte. Ricardo Bachara spürte den kalten Hauch, der durch seine Hütte wehte und ihn streifte.

Es war der Hauch der Hölle. Nicht zu beschreiben, nicht mit einem Wind zu vergleichen, sondern mit einer Kälte, die auf der Erde nicht geboren sein konnte.

Reglos blieb er sitzen.

Der Schnitzer wußte genau, daß es falsch war, wenn er sich

meldete, so etwas liebte der Teufel nicht. Also wartete er.

Ein Geräusch vernahm er nicht. Dafür roch er den Höllenherrscher. Es war dieser typische strenge Geruch, von dem die Menschen erzählt und geschrieben hatten.

Der Geruch nach Schwefel.

Höllengestank...

Wenn er von Ricardo gerochen wurde, war der andere nicht weit. Bachara ließ die kleine Figur aus seinen Fingern rutschen. Mit dem Schnitzmesser geschah das gleiche.

»Bist du zufrieden?«

Bei den ersten Begegnungen war er noch zusammengezuckt, wenn er die Stimme hörte, inzwischen hatte er sich daran gewöhnt. Ja, er freute sich darauf, wenn der andere kam.

Ein Schatten fiel über ihn. Bachara wagte nicht, sich umzudrehen. Er blieb stur sitzen, denn er wußte genau, was er zu tun hatte. Ein normaler Schatten war es nicht, so klar und konturenscharf konnte nur ein magischer sein, und der Schatten wanderte auf die Lichtinsel zu, um die Helligkeit aufzusaugen.

»Ja, ich bin zufrieden«, sagte Ricardo.

»Mit deiner Arbeit?«

»Auch.«

»Und allgemein?«

Ricardo hob die Schultern. »Du weißt, daß man mich sucht. Wenn man mich findet, steckt man mich bis an mein Lebensende hinter Gitter.«

»Wo du kaum schnitzen kannst.«

»Genau.«

Der Satan, der ihn besucht hatte, begann zu lachen. »Ja, das würde diesen verfluchten Ignoranten so passen, dich zu vernichten. Aber ich lasse es nicht zu. Du hast dich einmal für mich entschieden, und ich werde dir helfen. Kannst du dir vorstellen, zu was die Hölle und

deren Kraft alles fähig sind?«

»Nein.«

Wieder lachte der Teufel. »Du bist wenigstens ehrlich, das freut mich. Die Hölle und ich sind so mächtig, daß du es dir kaum vorstellen kannst. Wir können das, von dem Menschen nur noch träumen. Ich bin gekommen, um dir dies zu beweisen.«

»Darauf warte ich.«

»Dann willst du tun, was ich von dir verlange?«

»Sicher.«

»Gut«, erklang die geheimnisvolle Stimme des Teufels. »Ich werde den Beweis für meine Macht antreten. Wenn ich ihn dir gezeigt habe, wirst du mir weitere Gefallen erweisen.«

»Alles, was du willst.«

Der Teufel lachte. »Versprich nur nicht zuviel. Menschen machen Fehler, das ist nun mal so. Damit die Fehler jedoch in Grenzen gehalten werden, bin ich gekommen, mich als Beschützer und Mentor an deine Seite zu stellen. Die Figur, die du da geschnitzt hast, zeigt einen Menschen, der lebt und den du haßt - oder?«

»Ja, ich hasse ihn!«

»Wie lautet sein Name?«

»Harald West!«

»Er hat dich gejagt?«

»Und wie. Er wollte meinen Tod, meine Vernichtung. Ich stand auf der anderen Seite. Man jagt Terroristen eben. Auch in Deutschland.«

»Und das hat sich nicht gegeben?« fragte der Teufel.

»Ich stehe noch immer auf ihrer Liste.«

Der Satan lachte. »Das alles soll sich ändern. Bald wirst du nicht mehr auf ihrer Liste stehen, sondern umgekehrt, und der Mann, dessen Ebenbild du geschnitzt hast, wird bald nicht mehr am Leben sein, das kann ich dir versprechen.«

»Wer wird ihn töten?«

Asmodis lachte. Eine Schwefelwolke wallte auf Ricardo zu. »Du hast bereits den Anfang gemacht.«

»Wieso?«

»Indem du diese Figur geschnitzt hast. Jetzt brauche ich sie nur mehr zu manipulieren.«

»Und wie willst du das?«

»Aber nicht doch. Es darf keinen Zweifel zwischen dir und mir geben, hast du gehört? Keinen Zweifel. Die Kräfte des Satans sind unermesslich. Man kann sie nicht erfassen, in keine Schablone pressen. Ich kann aus den einfachsten Dingen eine magische Zeitbombe herstellen. Du sollst es erleben, damit deine Zweifel beseitigt werden. Gib mir die Puppe!«

Ricardo Bachara zögerte einen Moment. Er wollte nicht so recht. Das Erscheinen des Teufels hatte ihn ein wenig aus dem Konzept gebracht. Er betrachtete die, Figur noch nicht als fertig, aus diesem Grunde schüttelte er den Kopf und bat um ein wenig Zeit.

»Die kann ich dir nicht geben.«

»Aber ich werde...«

Der Teufel ließ ihn nicht ausreden. »Wir haben lange genug diskutiert. Nun muß gehandelt werden. Hast du verstanden? Wir müssen handeln!«

»Ja.«

»Willst du seinen Tod oder willst du ihn nicht?«

»Er soll verrecken«, erklärte der Mann voller Haß.

»Dann ist es gut. Er wird auch verrecken.«

Asmodis lachte. Noch während er dies tat, griff er zu. Ricardo zuckte zurück, als plötzlich eine schwarze Klaue am Rand des Lichtscheins erschien und kurzerhand zupackte. Nur für einen Moment hatte der Schnitzer diese dunkle Pranke gesehen, auf derein schwarzes Fell wuchs, dann war sie verschwunden.

Und mit ihr die Figur!

Bachara lehnte sich auf seinem Schemel zurück. Er spürte die harte Lehne in seinem Rücken und stellte fest, daß sich Herz-und Pulsschlag beschleunigt hatten. Noch immer verspürte er eine gewisse Furcht und Beklemmung, wenn der andere erschien, in dessen Hände er sich begeben hatte. Er hörte ihn reden.

Der Satan stieß Laute aus, die einem sensiblen Menschen Angst einjagen konnten. Der Schwefelgeruch nahm zu, er hüllte den einsam an seiner Schnitzbank sitzenden Mann wie eine dichte Wolke ein, und wenig später fiel etwas von oben aus der Dunkelheit auf ihn herab und landete direkt vor seinen Händen auf dem Tisch. Es war die Puppe. Nichts war mit ihr geschehen. Wenigstens war nichts beim ersten Hinsehen festzustellen. Als der Schnitzer sich jedoch konzentrierte, entdeckte er, daß sich die Gesichtszüge der Puppe verändert hatten. Sie waren jetzt ein wenig verzerrt.

Ricardo sagte nichts. Stumm saß er da und schaute auf sein Werk, das nun durch die Hände des Teufels gegangen war.

»Na?« fragte Asmodis.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Das ist nicht schlimm. Du brauchst mir nur zu vertrauen. Die Weichen sind gestellt. Dein Feind ist bereits so gut wie tot. Du wirst es in wenigen Tagen sicherlich in den Zeitungen lesen können, und du wirst erfahren, wie er umgekommen ist.«

»Wie denn?«

Asmodis lachte leise und gleichzeitig drohend. »Warte es ab. Mehr kann ich dir dazu nicht sagen. Warte es nur ab, mein Freund. Alles wird sich richten.«

»Ja, ich hoffe...« Bachara wußte nicht mehr, was er noch hinzufügen sollte. Er lauerte auf eine Antwort des Teufels. Sie kam auch, denn der Satan sagte: »Wir sind keine Freunde, das weißt du. Kein Geschäft ohne Gegengeschäft.«

»Dann verlangst du etwas?«

»Ja.«

»Und was?«

Der Satan begann zu lachen. »Es ist eines meiner erklärten Ziele, allmächtig zu werden. Leider habe ich diese Allmacht bisher noch nicht erreichen können, aber ich gebe nicht auf. Auf dem Weg dorthin bin ich zahlreichen Feinden begegnet, und diese Feinde sollen nicht mehr leben. Bisher haben sie es geschafft. Diesmal versuche ich es anders. Du wirst mir helfen, sie zu vernichten.«

Ricardo Bachara schüttelte den Kopf. »Wie kann ich so etwas, wo du viel mächtiger bist.«

»Unterschätze dich nicht. Deine Hände sind es, die indirekt töten können. Ich habe sogar das Gefühl, sie erschaffen zu haben, und du wirst nur das tun, was du immer getan hast: schnitzen.«

»Eine Figur?«

»Nein, sogar zwei.«

Ricardo atmete tief ein. Für einen Moment verzogen sich seine Mundwinkel zu einem Lächeln. Was der Teufel da von ihm verlangte, war nicht weiter tragisch. So etwas würde er sicherlich bequem schaffen. Da gab es überhaupt keine Frage.

»Wen soll ich denn schnitzen?«

»Ich werde dir die beiden zeigen und lasse die Fotos hier. Gib acht.«

Ricardo hörte etwas knistern. Dann flatterten zwei Dinge auf seinen Schreibtisch zu.

Das Bild eines Mannes und das einer Frau.

Beide Fotos blieben so liegen, daß Bachara genau draufschauen konnte. Er kannte die Menschen nicht. Das eine Foto zeigte einen blonden Mann, der den Mund zu einem leichten Lächeln verzogen hatte. Sein Gesicht war markant und hatte auf der rechten Wange eine kleine Narbe.

Die Frau sah hübsch aus.

Ihr Haar war ebenfalls blond, das Gesicht fein geschnitten. Sie lächelte allerdings nicht, und ihre Augen erinnerten an Sichel.

»Das sind meine Feinde«, erklärte der Satan. »Du sollst sie genau nachschneiden.«

»Es ist zu schaffen.«

Asmodis lachte. »Ich wußte, daß du mich nicht im Stich lassen würdest. Erst wird Harald West sterben, dann die beiden. Der Mann ist mein Todfeind. Er heißt John Sinclair und nennt sich Geisterjäger. Die Frau stand mal auf meiner Seite, dann hat sie mich verraten und kocht nun ihr eigenes Süppchen. Ihr Name ist Jane Collins.«

»Hast du verstanden?«

»Ja.« Der Schnitzer nickte. »Muß ich nicht noch mehr wissen?«

»Nein, das reicht aus. Du wirst die Ebenbilder herstellen, damit ich die beiden endgültig vernichten kann. Wenn das geschehen ist, sehen wir weiter.«

»Ist noch etwas für mich drin?« fragte Ricardo, der seine Scheu verloren hatte.

»Könnte sein.«

»Und was, wenn ich fragen darf?«

Der Teufel ließ ein glucksendes Lachen hören. »Was hältst du davon, das ewige Leben zu bekommen?«

Bachara überlegte einen Moment, bevor er entschlossen nickte.

»Viel, sogar sehr viel...«

Als ich an diesem Nachmittag das Büro betrat, empfing mich Glenda Perkins mit vorwurfsvollen Blicken. Ich blieb im Vorzimmer stehen und fragte: »Was hast du?«

»Ich nichts, aber für dich hat jemand zweimal angerufen.«

»Und wer war es?«

»Die Person hat keinen Namen genannt. Es war aber eine Frauenstimme.«

»Oh.« Ich grinste. »Da scheint eine meiner zahlreichen Verehrerinnen Sehnsucht zu haben.«

Glenda verzog den Mund. »So sehe ich es nicht. Die Stimme klang ziemlich kühl. Und wie ich meine, sogar ein wenig verstellt.« Glenda deutete auf das Fenster. »Außerdem frage ich mich, wo du bei diesem tollen Juliwetter deine Verehrerinnen hinführen willst? In ein Schwimmbad sicherlich nicht. Und wenn ich mir den Regen anschau, so bleiben selbst die Katzen im Haus. Dir wird es bestimmt nicht anders ergehen.«

Da hatte Glenda recht. Es regnete schon seit zwei Tagen. Hin und wieder riß der Himmel auf, um Atem für einen neuen Schauer zu holen. Es war wirklich zum Verzweifeln. Der Sommer hatte sich weit, weit zurückgezogen. Er lag irgendwo auf der Lauer, wobei es fraglich war, ob er jemals diese Stellung aufgeben würde. Ohne Mantel traute man sich gar nicht mehr hinaus.

»Ich wüßte schon, wie ich mir mit dieser Dame die Zeit vertreiben kann. Auch wenn es regnet, können Tage oder Stunden nett werden. Soll ich dir aufzählen...?«

»Danke, ich verzichte.«

»Dein Pech. Aber etwas anderes. Hat Suko nicht...«

»Er ist nicht da.«

»Wo steckt er denn?«

»Suko hat die tolle Aufgabe bekommen, Sir James zu begleiten. Der Alte ist auf irgendeiner Konferenz, da wollte er wohl ohne Leibwächter nicht hinfahren. Aus diesem Grunde mußte Suko mit.«

»Und nun?«

»Mußt du allein mit der Dame fertig werden, falls sie noch einmal anruft, versteht sich.«

»Klar, sicher.« Ich ging in das Büro, das ich mit meinem Partner teilte, und nahm hinter dem Schreibtisch Platz. Der von Suko stand mir gegenüber. Die Platte war aufgeräumt.

Suko hatte einen Sonderjob bekommen. Ich beneidete ihn nicht darum. Sich mit Sir James abzugeben, ist keine Sache, um die man sich prügelt. Ich erst recht nicht.

Das Telefon summte.

Bevor Glenda sich einschalten konnte, nahm ich ab. »Bist du es endlich, John?« fragte jemand.

»Ja, zum Teufel.«

»Teufel ist gut.« Die Stimme lachte. Dieses Lachen kannte ich und wußte deshalb Bescheid, wer die Anruferin war.

Jane Collins!

Mir fielen zwar nicht alle Sünden ein, aber so ein ähnliches Gefühl überkam mich doch. Im Magen spürte ich den Kloß, der sich zu einem Stein verhärtete. Ich merkte den Schweiß, der auf meiner Stirn lag, räusperte mich und fügte als Antwort ein vorsichtiges »Ja und?« hinzu.

»Ich möchte mit dir reden.«

Alles hatte ich erwartet, nur das nicht. Den Hörer hielt ich in der linken Hand. Mit der anderen holte ich die Zigarettenschachtel hervor und schüttelte ein Stäbchen auf den Schreibtisch. Ich steckte es zwischen meine Lippen und zündetet den Tabak an, als ich Janes Stimme wieder vernahm. »Bist du überhaupt noch dran?«

»Ja.«

Sie lachte. »Ich dachte schon, daß es dir die Sprache verschlagen hat.«

»So ungefähr. Dich als Anruferin hätte ich wirklich nicht erwartet.«

»Ja, ich habe deine kleine Hexe Glenda ganz schön in Verlegenheit gebracht. Aber lassen wir das. Ich möchte dich sehen, John.«

Die nächste Überraschung. Schräg blies ich den Rauch über den Schreibtisch. »Einfach so?«

»Ja.«

»Und weshalb?«

»Das sage ich dir, wenn wir uns getroffen haben. Es geht um uns beide, soviel möchte ich vorausschicken. Wir scheinen da einer Person schwer im Magen zu liegen.«

»Die nur Asmodis heißen kann«, ergänzte ich.

»So sieht es aus.«

»Gut, willst du kommen?«

Jane lachte. »Das hast du dir so gedacht. Nein, mein Junge, ich schlage einen neutralen Ort vor.«

»Wo wäre der denn deiner Meinung nach?«

Jane Collins gab keine direkte Antwort. »Denke immer daran, daß ich noch den Würfel besitze, du deinen Dolch nicht mehr hast...«

»Hör auf und komm zur Sache!«

»Gut, wir treffen uns in einer leeren Markthalle in Soho.«

»Einverstanden. Und wann?«

»Der eine wartet auf den anderen. Aber John«, fügte sie hinzu, »keine Tricks und komm allein. Verstanden?«

»Sicher.«

»Bis später in der Halle.« Es waren ihre letzten Worte. Als sie aufgelegt hatte, starrte ich noch immer den Hörer an und fragte mich, ob ich eben einem Traum erlegen war.

Nein, das stimmte nicht. Ich hatte mit Jane Collins gesprochen. Mit einer Frau, die ich als Feindin betrachten konnte, die ein Hexendasein führte, die den Würfel des Unheils besaß und trotz ihres Hexendaseins vom Teufel gejagt wurde.

Verrückte, irre Zustände, aber Tatsachen, an die ich mich halten mußte. Wenn Jane mich anrief, mußte es brennen. Und zwar gewaltig. Vielleicht kam sie allein nicht mehr zurecht und pochte jetzt auf alte Zeiten, als sie noch Privatdetektivin war und wir so manchen Fall gemeinsam gelöst hatten.

Nein, das konnte es nicht sein, Jane Collins würde nicht so radikal umschwenken. Daran wollte ich einfach nicht glauben.

»Wer war es denn?« Eine andere Frauenstimme hatte mich angesprochen. Ich drehte mich auf dem Stuhl und sah Glenda im Zimmer stehen. Sie hielt die Arme vor der Brust verschränkt, ihr Gesicht hatte einen gespannten Ausdruck angenommen.

»Das errätst du nie!«

»Laß es mich dennoch versuchen. Vielleicht Jane Collins?«

Mein Gesichtsausdruck entlockte Glenda ein perlendes Lachen.

»Darf ich dennoch fragen, was sie von dir wollte?«

»Sich mit mir treffen.«

»Ein Schäferstündchen?«

Mir fiel ein, daß ich den Hörer noch immer festhielt. Ich drapierte ihn auf den Apparat und schüttelte den Kopf. »Ich glaube kaum, daß es ein Schäferstündchen werden wird, meine liebe Glenda. Ihrer Stimme nach zu urteilen, schien es um, sagen wir, rein geschäftliche Interessen zu gehen, wenn du verstehst?«

»Nein.«

Ich winkte ab. »Ist auch egal. Jedenfalls werde ich mal sehen, was sie von mir will.«

»Du willst also hin?«

»Klar.« Ich stand auf und holte meinen Burberry vom Haken.

»Frauen soll man bekanntlich nicht warten lassen.«

»Ich habe immer gedacht, daß du in Jane eine Hexe siehst.«

»Wo besteht darin der Unterschied?« lächelte ich.

»Schuft.«

Ich blieb vor Glenda stehen, faßte ihre Handgelenke und drückte die Arme nach unten. Dabei schaute ich in ihr Gesicht und bemerkte den Zweifel in ihren Augen. »Keine Sorge, Mädchen, ich werde schon nicht schwach. Wir sind Feinde, und das bleiben wir.«

»Männern ist nicht zu trauen«, erklärte sie. »Jane Collins bringt es fertig und verhext dich auch noch.«

»Bist du fertig?«

»Nicht direkt. Aber ich habe Angst um dich. John, das kann eine Falle sein.«

»Möglich.«

»Wo willst du dich überhaupt mit ihr treffen?« wollte sie wissen.

»In Soho. Da gibt es eine alte Markthalle. Du weißt schon, wo bei Regenwetter...«

»Ja, ich verstehe. Soll ich etwas für dich tun?«

»Das wäre nicht schlecht, wenn ich mich in drei Stunden noch nicht gemeldet habe, dann könntest du eingreifen. Vorher nicht.«

Glenda schüttelte den Kopf. »Am liebsten würde ich mitgehen.«

Ich lachte auf. »Das kann ich mir denken.« Sacht hob ich mit einem Finger ihr Kinn an. »Jane will mich allein sehen. Wenn sie dich bei mir findet, kann ich für nichts garantieren.«

»Das glaube ich auch. Nur denk daran, daß sie den Würfel des Unheils besitzt.«

»Und ich das Kreuz.«

»Der Würfel produziert nicht nur den Todesnebel, wie du sicherlich weißt. Wenn Jane gelernt hat, ihn zu beherrschen...«

»Glenda, mach dir darum keine Sorgen. Ich werde schon auf mich achten, wirklich.«

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen. Eine Sekunde später spürte ich ihre Lippen auf meinem Mund. »Gib um Himmels willen auf dich acht, John. Ich bitte dich.«

»Natürlich.« Ich drängte mich an ihr vorbei und verließ das Büro. Ich glaubte sogar, Glenda weinen zu hören...

Konferenz der Abteilungschefs!

Wenn Kommissar Will Mallmann, der Mann mit der Römernase, etwas haßte, waren es diese Zusammenkünfte. Da wurde viel geredet, diskutiert, Vorschläge gemacht, wieder verworfen und Vorwürfe ausgesprochen. Es war ein gewaltiges Hin und Her.

Zumeist kam nicht viel dabei heraus, wenigstens nicht in Mallmanns Sinne. Zudem hätte er die Konferenz fast vergessen, wenn ihn nicht ein zufällig vorbeikommender Kollege darauf hingewiesen hätte. Der Mann hieß Harald West, mit dem Kommissar Mallmann den Gang zum abhörsicheren Konferenzzimmer des BKA hinabschritt. Selbst die Kollegen bezeichneten Harald West als einen scharfen Hund. Er war eine Spürnase, ließ nicht locker und fühlte sich manchmal wie James Bond. Um einen halben Kopf überragte er den Kommissar. Sein Haar war pechschwarz, der Anzug spannte in den breiten Schultern, und der Blick seiner dunklen Augen hatte stets etwas Lauerndes an sich, als suchte West auch im Innern des BKA-Gebäudes nach irgendwelchen Feinden oder Terroristen.

Es gab nichts daran zu rütteln, daß es sich bei ihm um einen der erfolgreichsten BKA-Beamten handelte. Er hatte zahlreiche Terroristen fangen können. Seine Methoden waren nicht immer unumstritten gewesen, letztendlich hatte der Erfolg die Mittel geheiligt, und West, um einige Jahre jünger als Will Mallmann, war in der Hierarchie ein Stück nach oben gestiegen, so daß er denselben Dienstgrad trug wie Will.

»Und was macht Ihr Job?« fragte er, während sie durch den langen Gang schlenderten.

»Es hält sich in Grenzen.«

West lachte blitzend. »Ich hörte, daß Sie Vampire und ähnliches Kropfzeug gejagt haben.«

»So ungefähr.«

»Gibt es die denn?«

»Fragen Sie mal Dracula.«

West lachte scharf. »Jetzt wollen Sie mich auf den Arm nehmen. Also, ich glaube nicht daran.«

»Das bleibt Ihnen überlassen.« Will schob die Tür zum Konferenzsaal nach innen, den sie inzwischen erreicht hatten. Es war

nur der kleine Saal, die Anzahl der Personen hielt sich in Grenzen. Da West und Mallmann sich zufällig getroffen hatten und es auch keine bestimmte Sitzordnung gab, nahmen die beiden nebeneinander Platz. West lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. Der Sessel vor dem langen Tisch war noch leer. Hier nahm der Hauptabteilungsleiter Platz, um sein Referat zu halten. Will griff zu einer kleinen Flasche Mineralwasser, öffnete sie und schenkte ein Glas halbvoll. Andere Kollegen trafen ein. Die Männer nickten sich zu, bevor sie ihre Plätze einnahmen. Keiner von ihnen sah glücklich aus. Diese Konferenzen wurden immer dann einberufen, wenn Änderungen bevorstanden.

»Ich kann mir das Thema schon denken«, meinte West. Will setzte sein Glas ab.

»So?«

»Ja, es geht bestimmt um den letzten, der uns entwischt ist. Ricardo Bachara.«

»Den hatten sie auf der Liste, Harald?«

»Leider. Und ich habe es nicht geschafft, ihn einzufangen. Wirft ein mieses Bild auf mich, weiß ich. Aber ich werde das Gefühl nicht los, daß dieser Kerl noch Helfer hatte.«

»Das haben die doch alle.«

»Bei Bachara war es etwas anderes. Ich war ihm so dicht auf den Fersen, er ist mir entwischt. Da muß der Teufel seine Hand mit im Spiel gehabt haben.« West lachte. »Wäre doch ein Job für Sie, Will. Ich meine das mit dem Teufel.«

»Wenn es sich als Tatsache herausstellen würde. Wo haben Sie ihn denn zuletzt gesehen?«

»Gar nicht mal weit weg von hier. Im Bayerischen Wald. Und ich werde das Gefühl nicht los, daß er dort noch hockt.«

»Haben Sie einen Beweis?«

»Fast.«

»Wieso.«

»Ganz einfach. Die Fahndung läuft ja noch immer. Auch sein Foto hängt aus. Man findet es in den kleinen Grenzstellen ebenso wie in den Polizeistationen der Großstädte. Aus dem Bayerischen Wald erhielt ich den Hinweis eines Polizisten. Dieser Mann glaubt, Bachara erkannt zu haben. Ich werde hinfahren.«

»Weshalb sind Sie nicht schon dort?«

West lachte. »Weil mir diese verdammte Konferenz in die Quere gekommen ist und der Oberboß immer will, daß alle seinem komischen Gelaber zuhören.«

»Bachara wird Ihnen schon nicht weglaufen.«

West grinste scharf. »Hoffen wir's«

Das Gemurmel verstummte, da Hauptabteilungsleiter Degenhardt den Raum betreten hatte. Er war ein Mann, der sein graues Haar exakt gescheitelt trug, einen ebenfalls grauen Anzug anhatte, ein weißes Hemd und eine blaue Fliege als kleinen Farbkleckser trug. Er nickte den Anwesenden zu und nahm seinen Platz an der Stirnseite des Tisches ein.

Aus einem Aktenkoffer holte er einige Papiere, legte sie sorgfältig zusammen und schlug einen schmalen Hefter auf. Er überflog eine Seite, krauste die Stirn und begann zu lesen.

Es folgte eine Erfolgsstatistik.

Einige Mitarbeiter machten sich Notizen. Will Mannmann sah davon ab, er behielt die wichtigen Zahlen im Kopf. Auch West schrieb nicht mit. Entspannt saß er neben dem Kommissar und hatte die Beine übereinandergeschlagen. Harald West wurde erst aufmerksam, als der Hauptabteilungsleiter das Thema wechselte.

»Ich möchte nun zu dem Komplex der Terroristenbekämpfung kommen«, sagte er und legte seine Stirn in Falten. Ein Zeichen, daß er nicht völlig zufrieden war.

»Gibt es das Problem noch?« fragte jemand zwischen.

»Und ob. Wir haben zwar gute Erfolge erzielt, aber einige Männer sind uns durch die Lappen gegangen. Ich denke da besonders an einen, dessen Spur wir allerdings aufnehmen konnten. Nicht wahr, Herr West?«

Harald West setzte sich aufrecht hin. Er nickte seinem Chef zu und erklärte, daß ein Mann namens Ricardo Bachara wohl gesehen worden war. Einen genauen Ort nannte er nicht und erging sich im weiteren Verlauf seiner Ausführungen in Allgemeinheiten. Er sprach über Erfolge und über die Sprengung der Gruppe um Bachara.

Der Hauptabteilungsleiter zeigte sich zufrieden. Seine Hände lagen gefaltet auf dem Tisch. Um die Mundwinkel war das Lächeln wie eingefroren. Es gab also nichts, um was man sich ernsthafte Sorgen zu machen brauchte. Auch Will Mallmann hörte kaum hin. Der Fall interessierte ihn nicht. Der Kommissar wurde erst aufmerksam, als der neben ihm sitzende Harald West zu husten anfang.

Besorgt schaute Will den Kollegen an.

West war bleich geworden. Er hatte seinen Oberkörper in die Höhe gestemmt, hustete wieder, schluckte dann, räusperte sich und starrte auf die Tischplatte. Hastig griff er nach einem Glas. Er trank es leer. »Ent... entschuldigen Sie«, sagte er. »Aber ich bin... ich meine...«

»Ist Ihnen nicht gut, Herr West?« fragte der Hauptabteilungsleiter. Er schaute seinen Mitarbeiter besorgt an.

Auch die anderen Kollegen hatten ihre Blicke auf den smarten Kommissar gerichtet.

»Ich... ich weiß nicht. Mein Hals, er ist...«

»Trinken Sie noch einen Schluck.« Will Mallmann füllte sein Glas und reichte es West herüber.

Der schüttelte den Kopf. »Nein, lassen Sie mal. Ich werde mich...«

Wieder hustete er, und alle sahen, was aus seinem Mund drang. Es war kein Schleim, wie es natürlich gewesen wäre, sondern spitze Gegenstände.

Splitter! Fingerlange Stäbe. Sie fielen auf den Tisch lang wie Hölzer. Andere nur halb so groß. Dennoch gab es keinen Zweifel. Was der Mann dort ausgespien hatte, waren Holzsplitter. Im nächsten Augenblick schnellte er hoch, stieß mit dem Knie unter den Tisch und warf einige Gläser um.

Dann sackte er wieder zusammen, fiel auf seinen Stuhl zurück. Der Kopf neigte sich schnell nach vorn. Die Stirn knallte auf die Platte. Ein jeder hörte das Geräusch.

Es klang so, als wäre Holz auf Holz geschlagen. Die Männer wurden bleich...

Ich hatte noch nie in einer leeren Markthalle gestanden. Diese Gebäude aus Stahl und Glas kannte ich nur, wenn Betrieb herrschte. Nun aber befand ich mich allein in diesem Komplex, schaute gegen die Decke, sah dort die verrosteten Eisenträger, darüber das dicke, verschmutzte Bleiglas und hörte das Trommeln des Regens.

Der Schauer hatte erst vor wenigen Minuten richtig eingesetzt. Plötzlich goß es wie aus Kübeln, und es hämmerte auf das Dach, als würden Speerspitzen dagegenhauen.

Der Boden war nur zum Teil geräumt worden. Unrat und Abfall lagen in den Ecken, bildeten kleine Hügel und stanken faulig. Salatblätter, vergammeltes Obst, Kohl, das alles machte diesen Geruch aus. Die Halle war sehr groß und zu einer Seite hin offen. Diese Seite lag jetzt in meinem Rücken, während ich langsam vorging und nach Jane Collins Ausschau hielt.

Ich wurde das Gefühl nicht los, daß sie hier in der Nähe irgendwo lauerte und nur darauf wartete, daß ich ihr entgegenkam. Möglichkeiten, sich zu verstecken, besaß sie nicht. Es gab hier keine Winkel, Nischen oder Falltüren, auch keine Stände mehr, nur diesen leeren, öden Ort. Dazu die Düsternis, der fallende Regen, man konnte schon trübsinnig werden an so einem Tag im Juli.

Ich hatte meinen Mantel aufgeknöpft. Wenn es sein mußte, wollte ich schneller an die Waffen gelangen, denn ich traute Jane Collins nach wie vor nicht über den Weg.

Was hatte ich wegen ihr nicht schon alles durchgemacht! Ich schüttelte den Kopf, als ich daran dachte. Zuletzt hatte Suko ihr sogar das Leben gerettet. Auf dem Planeten der Magier war dies geschehen. Wikka hatte Suko hängenlassen, Jane rettete er, aber Dankbarkeit konnten wir von ihr nicht erwarten. Seit der Geist des Rippers in ihr steckte, war sie zu einer Hexe geworden. Auch wenn sie dem Teufel nicht mehr diente, sie stand noch voll auf der Seite des Bösen, und das gefiel mir überhaupt nicht. Ich hatte lange gegrübelt, hin und her überlegt, dennoch war mir keine Möglichkeit eingefallen, Jane Collins zu retten. Und nun wollte sie etwas von mir.

Ich war gespannt.

Fast die Hälfte der Halle hatte ich durchquert. Dabei war ich vorsichtig gegangen, denn auf herumliegenden Obstschalen auszurutschen, kann gefährlich werden.

Ich mußte diese tückischen Fallen umgehen und schritt weiter. Ein Geräusch warnte mich.

Da es hinter mir aufgeklungen hatte, blieb ich stehen und drehte mich um. Über die breite Schwelle des Eingangs fuhr ein gewaltiger Schatten. Im ersten Moment konnte ich nicht erkennen, um was es sich bei ihm handelte, bis ich diesen Schatten als Gabelstapler identifizierte. Er rollte herein.

Im düsteren Zwielflicht der Halle wirkte er wie ein stählerner Koloß. Meine Brust wurde mir eng. Ich versuchte, die Gestalt auf dem Sitz zu erkennen, das gelang mir nicht, denn der Stapler wurde nicht gelenkt. Wurde nicht gelenkt?

Ich merkte, wie sich mein Magen spannte. Verdammt, der Stapler fuhr von allein, und hinter ihm sah ich einen zweiten und dritten

erscheinen. Die beiden fuhren sogar noch schneller. Sie überholten den ersten, zogen einen Halbkreis und sahen, daß sie mich einkesselten. Gabelstapler sind Machwerke oder Geschöpfe der Technik. Sie fahren nicht allein, denn sie müssen von Menschen gelenkt und bedient werden. In diesen drei Staplern saß niemand, sie wurden von einer anderen Macht gesteuert, da gab es für mich nur eine Erklärung: Schwarze Magie!

Jemand, der diese Fahrzeuge lenken konnte, mußte auch die Schwarze Magie beherrschen. Es gab nur eine Erklärung. Jane Collins!

Sie hatte sich mit mir treffen wollen. Ich war gekommen und erlebte nun die große Überraschung. Jane hatte mich eiskalt in die Falle laufen lassen, womit ich nicht gerechnet hatte, wenn ich ehrlich sein sollte. Eine Markthalle als dämonische Falle war mir doch ein wenig abstrakt vorgekommen.

Wie man sich täuschen konnte.

Die Gabelstapler verunsicherten mich. Es war dieses fast lautlose Rollen, das schemenhafte Herangleiten der stählernen Kolosse, und ich sah die vorgeschobenen, breiten, langen, glänzenden Zinken, die mich wie gefährliche Schwerter bedrohten.

Ich suchte nach einem Ausweg.

Natürlich, ich hätte auf den Ausgang zurennen können, aber darauf schien der erste Stapler nur zu warten. Wie ein sprungbereites Tier lauerte er in der Nähe und glotzte mich an.

Alle drei Fahrzeuge waren mit Scheinwerfern ausgerüstet worden, die mich an widerliche, kalte Augen erinnerten, um mich zu fixieren und zu taxieren.

Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken, denn allmählich mußte ich den verdammten Dingen entkommen. Ich rannte weg.

Meine Füße trugen mich schnell auf die Hallenmitte zu. Dennoch war ich nicht schnell genug, weil mir einer der Stapler den Weg

abschnitt. Er hatte eine scharfe Kurve genommen. Sein Reifengummi radierte über den aufgerissenen Betonboden und hinterließ dort schwarze Streifen. Der Elektromotor arbeitete kräftig. Ich hörte das hohe Summen. Dieser widerliche Ton erzeugte bei mir noch mehr Magenschmerzen. Ich huschte zur Seite.

Dabei war ich volles Risiko eingegangen. Bevor mich die Zinken berühren konnten, war ich zur Seite gesprungen, drehte mich gedankenschnell und faßte einen verzweifelten Plan. Ich mußte auf den Stapler. Nur wenn ich ihn selbst steuerte, konnte er mir nicht mehr gefährlich werden. Sehr eng lief ich den nächsten Bogen. Der Stapler gab nicht auf. Er war wütend, aufgeheizt worden, hatte sein Opfer einmal ins Visier genommen und folgte ihm.

Auch der zweite rollte heran, während der dritte Stapler noch immer den Eingang bewachte.

Die Technik wurde manipuliert. Scheinwerfer schalteten sich intervallweise ein und aus. Mir kam es vor, als wollten sie mir ein Zeichen geben, sich mit mir unterhalten und mich gleichzeitig verhöhnen. Mein Vorteil war, daß ich mich schneller bewegen konnte und nicht an Kurvenradien gebunden war. Sosehr sich der Stapler auch anstrengte, da kam er nicht mit.

Als die linke seitliche Haltestange wieder vor meinem Auge erschien, warf ich meinen Oberkörper vor. Streckte den Arm aus und griff blitzschnell zu.

Ich schaffte es.

Plötzlich hielt ich die Stange fest, wurde noch mitgeschleift, ließ aber nicht los, sondern gab mir noch Schwung, damit ich auf den Stapler klettern konnte.

Das gelang mir auch.

Plötzlich war ich oben, sah das schwarze Lenkrad vor mir und legte sofort beide Hände um seinen Rand. Ich spürte noch die Feuchtigkeit des Metalls — der Stapler fuhr noch immer im Kreis —, aber ich

dachte nicht im Traum daran, das Rad loszulassen.

Ich lenkte gegen. Das heißt, ich wollte es. Die andere Kraft war stärker. Was ich auch anstellte, das Steuerrad ließ sich nicht bewegen. Allmählich wurde mir mulmig zumute. Ich spürte den Schweiß auf meinem Rücken, der eine dicke Schicht gebildet hatte, sich zu Tropfen sammelte und in Bahnen nach unten rann.

Auch den dritten Gabelstapler hielt nichts mehr an der Tür. Er hatte sich gelöst und rollte in meine Richtung, während der zweite sowieso schon anfuhr.

Sie nahmen mich von verschiedenen Seiten aufs Korn. Die Gefahr wuchs.

Es war zwar keine unmittelbare Lebensgefahr, in der ich mich befand, aber die konnte schnell kommen. Wenn die drei verdammten Stapler kollidierten, geriet ich zwischen die Mühlen.

Das konnte tödlich werden!

Ich schaute mich um. Die verdammte Maschine raste noch immer im Kreis. Nie sah ich die beiden heranfahrenden anderen Stapler klar und deutlich. Jedesmal nur als Schatten, und wenn ich sie entdeckte, wobei sie ihre Lichter blinken ließen, hatten sie schon wieder ein Stück aufgeholt.

Ich dachte ans Abspringen. Das war noch gefährlicher, denn ich würde, wenn ich den Boden erreichte, unter Garantie hinfallen und nicht mehr so schnell hochkommen.

Die Zinken konnten mich dann aufspießen...

Wieder die Drehung. Auch ich merkte den Schwindel. Ich hörte das Rollen der anderen Räder. Sie versprachen mir einen fast sanften Tod. Die Räder meines Gabelstaplers schrien, protestierten, doch die Kraft ließ einfach nicht nach. Sie schleuderte das Gefährt weiterhin in einen engen, immer gefährlicher werdenden Kreis.

Längst hielt ich nur eine Hand am kleinen Lenkrad. Mit der anderen stützte ich mich ab. Die Metallzinken wurden zu tödlichen

Bedrohungen. Noch zwei, drei Drehungen, dann würden die Wagen zusammenstoßen und mich möglicherweise zerquetschen.

Das geschah nicht.

Abrupt stoppte die rasende Fahrt. Genau in dem Augenblick, als die Wagen nur mehr eine Handbreit voneinander entfernt waren. Mich hatte die unfreiwillige Fahrt so fertiggemacht und mitgenommen, daß ich mich noch weiter drehte und auf dem Sitz von einer Seite auf die andere schwankte.

Mir war schlecht geworden. Mein Magen spielte verrückt. Ich würgte.

Und hörte die spöttische Stimme. »Wie heißt es doch noch, Geisterjäger? Wenn auch die Jahre enteilen...« Ein leises Lachen folgte. »Bei dir sind sie wohl schnell enteilt. Du wirst alt, John. Keine Reaktion mehr, oder?«

Ich holte tief Luft, schaukelte noch immer und schaute von meinem erhöhten Sitz nach unten.

Vor dem Stapler stand Jane Collins.

Lächelnd, herausfordernd und dabei etwas in den Händen haltend, das ihre gefährlichste Waffe war.

Der Würfel des Unheils!

Das dumpfe Geräusch der auf den Tisch fallenden Stirnplatte war den anwesenden Konferenzteilnehmern durch Mark und Bein gegangen. Sie saßen da und schauten auf ihren Kollegen, der sich nicht rührte. Anders Will Mallmann. Er als direkter Nachbar des Kommissars faßte sich als erster. Obwohl er einen schrecklichen Verdacht bekommen hatte und sich eigentlich vor der nächsten Tat scheute, griff er mit beiden Händen zu. Er führte die zehn Finger in die Haare des Kommissars und zuckte sofort wieder zurück.

Das waren keine Haare mehr.

»Was ist geschehen, Herr Mallmann?« fragte der

Hauptabteilungsleiter, der noch blasser geworden war.

Will schaute den Mann über den Körper des zusammengebrochenen hinweg an. »Herr Degenhardt, Sie können glauben, was Sie wollen. Sie können mich auch für einen Spinner halten, aber was ich hier gefühlt habe, sind keine Haare mehr.«

»Wieso nicht?«

»Das fühlte sich an wie Holzspäne...«

Nach diesen Worten wurde es totenstill. Die Anwesenden wagten kaum, den Atem über die Lippen fließen zu lassen. Ein unsichtbarer Gast stahl sich zwischen sie.

Es war das Grauen...

Die Gesichter der Männer bekamen Muster. Gänsehaut lief darüber. Manche schüttelten sich. Andere holten ein paarmal tief Luft, wollten reden, aber sie brachten keinen Ton hervor.

Zu schlimm war das, was sie hatten mitansehen müssen. Und dann noch dieser Kommentar...

»Wissen Sie... also wissen Sie eigentlich, was Sie da gesagt haben, Kommissar Mallmann?«

»Natürlich, Herr Degenhardt.«

»Gut, dann schauen Sie noch einmal nach. Ich möchte, daß jeder von Ihnen hier im Raum bleibt. Niemand verläßt den Saal ohne meinen ausdrücklichen Befehl. Haben Sie mich verstanden?«

Degenhardt kehrte gern den Chef heraus. Die anderen kümmerten sich nicht um ihn. Sie waren schließlich von keiner Partei abhängig. Wenn Degenhardt Pech hatte, wurde er bei der nächsten Wahl abgelöst. So etwas vertrug er natürlich nicht, und er wollte auch keine weiteren Schwierigkeiten bekommen.

Will Mallmann mußte sich selbst überwinden, um dem Wunsch des Mannes nachzukommen. Noch einmal faßte er zu. Zwischen seinen Fingern spürte er wieder raue Haare und mußte ein paarmal schlucken. Es war nicht einfach, den Körper in die Höhe zu stemmen

und ihn gegen die Lehne des Stuhls zu drücken, wo er auch sitzenblieb. Will schaute in das Gesicht.

Es wirkte bleich, käsig, fast aus wie Holz.

»Ist er tot?« fragte Degenhardt.

»Moment.« Mallmann fühlte nach dem Herzschlag. Als seine Finger über den Körper glitten, wußte er bereits Bescheid. Die Haut hatte sich völlig verändert. Sie war weder weich, nachgiebig noch mit einer Spannkraft versehen, sondern hart und rauh. Das stellte der Kommissar fest, als er mit den Finger in den Spalt zwischen zwei Hemdknöpfe fuhr und die Haut berührte.

Nein, das war keine Haut mehr.

Das war Holz. Helles, hartes und entsprechend riechendes Holz. Neben Will Mallmann saß kein Mensch mehr, sondern eine Figur. Eine Puppe, ein Holzfigur, wer konnte das schon sagen?

»Ich warte auf eine Antwort, Herr Mallmann!« forderte Degenhardt. Will schaute den Hauptabteilungsleiter an.

»Er ist tot...«

Schwer tropften die Worte in die gespannte Stille. Will schaute sich um. Er sah nur entsetzte Gesichter. Die hier versammelten Männer hatten alle schon dem Tod ins Auge geschaut - Degenhardt als Politiker vielleicht ausgenommen —, was sie gerade erlebt hatten, dafür gab es einfach keine Erklärung.

Ohne einen ersichtlichen Grund war der Kollege vor ihren Augen gestorben.

Das war makaber und auch unheimlich.

Degenhardt unterbrach das Schweigen durch sein Räuspern. Danach stand er auf. »Kann es sich um einen Herzschlag gehandelt haben?« fragte er Will, der beileibe kein Arzt war und den Kollegen die nächste Überraschung bot.

»Schauen Sie jetzt genau hin«, sagte er. »Ich werde Ihnen allen etwas zeigen.« Schon während seiner Worte hatte er den Arm des

Toten hochgiebt, soweit dies möglich war.

Hand und Unterarm krachten auf die Tischplatte, wobei der Ellbogen noch die Kante berührte. Das Geräusch klang wie kurz zuvor, als der Kopf auf die Platte gefallen war.

So unnatürlich, so hölzern...

»Was ist das?« fragte jemand.

»Holz auf Holz«, erklärte der Kommissar hart. »So unfassbar und unglaublich es für uns ist, wir müssen uns leider damit abfinden. Zwischen uns sitzt kein normaler Toter, sondern eine Leiche, die gleichzeitig verhöhlt worden ist.«

Bisher hatte Ruhe geherrscht. Nun war es damit vorbei. Die meisten sprangen auf. Sie redeten wild durcheinander, weil es keiner glauben oder fassen konnte.

Will wurde angefeindet.

Er war ruhig, bleich und gefaßt sitzengeblieben. Über seine Lippen kam kein Kommentar.

Degenhardt griff ein. »Meine Herren!« rief er. »Reißen Sie sich zusammen! Wir können den Fall nur mit der nötigen Ruhe und Übersicht angehen.«

Wenn Mallmann ihm nie recht gegeben hatte, in diesem Fall tat er es. Auch Degenhardt war nervös. Aus der Innentasche seines Jacketts holte er ein Tuch und tupfte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Nur allmählich beruhigten sich die Männer. Sie warfen dem verstorbenen Kollegen scheue Blicke zu, und Degenhardt flüsterte immer wieder:

»Holz, nein das ist nicht wahr...«

Will Mallmann verknipte sich eine Antwort. Er wußte es besser. Und er wußte auch, daß der Tod des Harald West verdammt nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Da hatte sich etwas getan, da war etwas in Gang gesetzt worden, für das es keine rationale Erklärung gab. Welche dann?

Will dachte über den Spott nach, den ihm West noch entgegengebracht hatte. Der Kommissar war nicht nachtragend, er selbst hatte ja auch eine etwas lockere Antwort gegeben, als er den Namen Dracula ins Spiel brachte, aber das alles spielte jetzt keine Rolle mehr, denn Harald West befand sich nicht mehr unter den Lebenden.

Will wischte über seine Stirn. Er stellte fest, daß seine Hand zitterte. Schon jetzt dachte er darüber nach, wie es möglich gewesen sein konnte, daß einem Harald West so etwas passiert war. Dafür gab es einfach keine Erklärung. West hatte nichts mit Dämonen zu tun gehabt. Er war kein Geisterjäger wie John Sinclair, der Freund des Kommissars, wie sich Will manchmal selbst bezeichnete.

Vielleicht war er, ohne davon Kenntnis gehabt zu haben, jemanden auf die Zehen getreten.

»Dieser Bachara ist mit dem Teufel im Bunde!« So hatte Harald West gesagt. Einfach nur so dahergeredet, die Worte nicht ernst gemeint. Will Mallmann allerdings nahm sie ernst.

Sehr sogar...

Er hörte Degenhardt reden und um Ruhe bitten. Mallmann verstand nicht, was der Mann sagte, bis er direkt angesprochen wurde und hochschreckte.

»Kommissar Mallmann, haben Sie eine Erklärung?«

»Nein.«

»Aber Sie beschäftigen sich doch mit Dingen, die...« Degenhardt räusperte sich, »nicht in den normalen Bereich unserer Arbeit hineinpassen.«

»Schon.«

»Dann werden Sie den Fall übernehmen.«

»Das hatte ich auch vor, Herr Degenhardt.«

Der Hauptabteilungsleiter nickte. Bevor er die Konferenz auflöste, nahm er den Männern das Versprechen ab, über den Vorfall den

Mantel des Schweigens zu decken.

»Und Sie bitte ich noch in mein Büro«, sagte er zu Will Mallmann.

»Außerdem lasse ich den Toten abholen und zur Untersuchung bringen. Da wird man ja sehen.«

»Das meine ich auch«, sagte Will.

Die Kollegen gingen. Ein alter Kumpel, er wurde nur Schmitz drei genannt, schlug Will auf die Schulter. »Ehrlich, Will, ich beneide dich nicht um den Job.«

»Ich mich auch nicht.«

Degenhardts Büro lag zwei Etagen höher. Mit dem Lift fuhren er und Will Mallmann hoch. Der Hauptabteilungsleiter zeigte sich noch immer fassungslos. Er schüttelte den Kopf und wischte permanent den Schweiß von seiner Stirn. »Wie ich das den zuständigen Stellen erklären soll, weiß ich nicht.« Fast flehentlich schaute er den Kommissar an. »Tun Sie mir einen Gefallen und lösen Sie den Fall so rasch wie möglich.«

»Ich werde mein Bestes geben.«

»Reicht das?«

»Nein«, gab Will zu. »Aber wie Sie sicherlich wissen, kenne ich Leute, die sich ebenfalls von Berufs wegen mit Fällen wie diesem hier beschäftigen. Man könnte...«

»Sie meinen diesen Engländer.«

»Ja, John Sinclair. Er hat uns schon öfter geholfen.«

»Blamabel für uns, wirklich.«

Will hob die Schultern. »Was wollen Sie, Herr Degenhardt? Man kann nicht in allen Sätteln reiten.«

»Ja, natürlich, aber reden wir in meinem Büro weiter. Ich muß mich erst sammeln.«

Degenhardts Sekretärin erschrak, als sie ihren Chef mit so bleichem Gesicht den Raum betreten sah. Fast wäre ihr die kleine Gießkanne noch aus der Hand gefallen, mit der sie die Blumen begoß.

»Stellen Sie die Pflanzen lieber nach draußen«, schlug Will vor.
»Da können Sie das Wasser sparen. Es regnet stark genug.«

Die Sekretärin war eine humorlose Person. »Möchten Sie Kaffee, Herr Degenhardt?« fragte sie, ohne auf die Bemerkung des Kommissars einzugehen.

»Ja, eine Kanne.«

»Und noch eine zweite Tasse«, sagte Will.

Er schloß hinter dem Hauptabteilungsleiter die Tür. Degenhardt hatte bereits am Schreibtisch seinen Platz gefunden. Die Unterschriftenmappe schob er zur Seite und stützte das Kinn in beide Handflächen. »Ich verstehe es nicht«, flüsterte er. »Verdammt, ich verstehe es einfach nicht. Das will nicht in meinen Schädel.«

»Fragen Sie mich mal.«

»Aber es muß doch einen Grund geben!« Degenhardt stierte Will Mallmann an. »Den gibt es auch vielleicht.«

»Und?«

»Woran hat Harald West zuletzt gearbeitet?«

»An der Terroristenfahndung. Wir wollten den letzten Mann dieser Gruppe noch kriegen. Ricardo Bachara.«

»Kein Deutscher?«

»Nein, ein internationaler Terrorist. Wie dieser Carlos. Allerdings nicht so gefährlich. Er stammt aus Spanien und hat sich nach dem Studium sein Geld durch Schnitzen verdient.«

»Was sagten Sie da? Schnitzen?«

»Das kann eine Spur sein.«

Degenhardt schüttelte den Kopf. »Verstehe ich nicht.«

Auch Wills Antwort klang nicht überzeugend. »Okay, ich gebe zu, es klingt unwahrscheinlich, doch Harald West ist zu einer Holzfigur geworden, und ein Schnitzer braucht, um seinen Beruf auszuüben, ebenfalls Holz.«

»Daher die Verbindung. Nein!« Degenhardt wollte daran nicht

glauben. »Das ist mir alles zu weit hergeholt, wie wollen Sie mir so etwas denn begreiflich machen?«

»Weiß ich auch noch nicht.«

»Kommen Sie, Mallmann, den Fall müssen wir anders anpacken. Oder vielmehr Sie.«

Die Tür wurde geöffnet. Der Duft von frisch gekochtem Kaffee schwang durch das Büro und vertrieb die etwas abgestandene Luft. Die Sekretärin deckte auf. Will bedachte sie mit keinem Blick.

Er schenkte sich auch selbst ein und redete erst wieder, als er einen Schluck getrunken und die arrogante Frau das Büro verlassen hatte.

»Wir sollten dennoch bei der Spur bleiben, Herr Degenhardt.«

Der Blick des Hauptabteilungsleiters wirkte stumpf. Er schaute einer Fliege nach, die summend ihre Kreise um die Kaffeekanne zog. »Ich sehe da keine Verbindung.«

»Und ich habe keine andere Spur. War da nicht etwas mit dem Bayerischen Wald. Wie mir Kommissar West noch kurz vor seinem Ableben berichtete? Oder täusche ich mich?«

»Ja, er wollte hin. Angeblich hat ein Polizist diesen Ricardo Bachara dort gesehen.«

»Wo liegt dieser Ort?« fragte Will. »Und wie heißt er?«

»Das kann ich Ihnen aus dem Kopf nicht sagen. Da muß ich erst in meinen Unterlagen nachschauen.«

»Es wäre gut, denn ich möchte so rasch wie möglich fahren und mir den Ort ansehen.«

»Allein?«

»Wollen Sie mit?« fragte Will gegen.

»Nein, ich dachte da an Ihren Freund aus England.«

»Den informiere ich auf jeden Fall.«

»Schön!« Degenhardt beugte sich vor und stellte die Sprechverbindung zum Vorraum her. Er forderte die Akte Bachara/West an.

»Aber die haben Sie, Herr Degenhardt«, flötete die Sekretärin zurück.

»Wo denn?«

»Schauen Sie mal in Ihrer Schreibtischschublade nach.«

»Das werde ich, danke.« Degenhardt grinste. »Manchmal ist man vergeßlich«, sagte er, als er die Unterlagen gefunden hatte. »Ich brauchte sie, weil ich die Reise absegnen sollte.«

Er schlug die Mappe auf.

Will beobachtete den Mann. Degenhardt war nervös. Noch nie hatte der Kommissar ihn so aus der Fassung erlebt. Degenhardt atmete schnell und heftig. Manchmal räusperte er sich auch, als er in den dünnen Unterlagen blätterte. »Nein«, sagte er, »tut mir leid. Wenn ich mir das hier anschau, finde ich wirklich keine Spur. Aber Sie können selbst nachsehen.« Er reichte Will den Hefter rüber.

Bevor der Kommissar ihn noch anfassen konnte, wurde die Tür aufgestoßen. Die Sekretärin war außer Atem und zudem hochrot angelaufen. »Herr Degenhardt dieser Mann hier...«

»Mach keinen Ärger, Puppe.« Ein stämmiger Mensch im blauen Kittel hatte das Büro betreten. Vor dem Schreibtisch blieb er stehen und stützte seine Hände auf die Platte. »Sie sind doch Herr Degenhardt, oder?«

»Ja.«

»Haben Sie veranlaßt, daß die Leiche abgeholt werden soll?«

»Auch das.«

»Und Sie meinten den kleinen Konferenzraum?«

»Natürlich.« Degenhardt schlug mit der Faust auf den Tisch. »Was soll das Gefrage?«

»Das kann ich Ihnen sagen. Mein Kollege und ich sind hingekommen und haben keine Leiche gefunden. Wenn eine dagewesen sein sollte, dann hat man sie geklaut.«

»Das ist unerhört.« Der Hauptabteilungsleiter sprang in die Höhe.

»Was erlauben Sie sich!«

»Das meine ich auch«, sagte die Sekretärin.

»Ach, halt dich da raus, du frustrierte Vorzimmerpalme«, erwiderte der Knabe locker, und Will Mallmann mußte sich ein Lachen verbeißen. Das gönnte er der arroganten Person.

Degenhardt knöpfte sein Jackett zu. Mit zügigen Schritten durchquerte der Grauhaarige beide Räume. Im Flur erst holten Will Mallmann und der andere ihn ein.

»Und Sie haben wirklich nichts gesehen?« fragte der Kommissar.

»Nein.«

»Gut.«

Niemand sprach mehr. Degenhardt stürmte als erster aus dem Fahrstuhl und in den Konferenzraum. Fast wären die beiden anderen gegen ihn gelaufen, so abrupt war er stehengeblieben.

Der Platz, auf dem der Tote sich hätte befinden müssen, war tatsächlich leer.

»Habe ich doch gesagt«, meinte der Mann im Kittel. Aus einer Tasche holte er ein Zigarillo und klemmte es zwischen seine dicken Lippen. »Ist nun mal so. Was weg ist, ist weg.«

Will Mallmann schritt tiefer in den Konferenzraum hinein. Er konnte sich keinen Reim auf die Geschichte machen. Die Lüftung funktionierte nicht gut. Noch immer hing kalter Rauch fahnengleich in der Luft. In seiner blaugrauen Farbe erinnerte er an hauchdünne Leichentücher. Degenhardt stand dort, wo er auch zuvor gesessen hatte. Sein Gesicht war verzogen, er schüttelte den Kopf, mit einer Gleichmäßigkeit, als säße in seinem Nacken ein Uhrwerk, das den Schädel antrieb. »Ich begreife es nicht, verdammt. Die kann doch keiner gestohlen haben. Was meinen Sie dazu, Mallmann?«

»Eigentlich nichts.«

Degenhardt schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Verdammt, geben Sie mir doch eine anständige Antwort.«

Will drehte sich um. Er war am anderen Ende des langen Konferenztisches stehengeblieben. Über die Platte hinweg schaute er den Hauptabteilungsleiter an. »Was wollen Sie denn hören? Daß ich den Toten weggezaubert habe? Daß ein Geist gekommen ist und ihn mitgenommen hat? Sagen Sie was. Ich kann Ihnen keine Antwort geben.«

»Wollen Sie nicht.«

Will hob die Schultern. Es war müßig, sich mit Degenhardt auf eine Auseinandersetzung einzulassen. Der ging auf keine Bemerkung ein, er dachte rationell, war ein richtiger Beamter, geilte sich an Statistiken auf und glaubte an die Obrigkeit.

Phantasie, Fingerspitzengefühl fehlten ihm. Das Bemerken von Trends und Strömungen, nein, das bekam er nicht mit. Dafür war er nicht der richtige Mann. War vielleicht auch besser für seinen Job. Wer konnte das wissen?

»Was denken Sie jetzt, Mallmann?«

»Das sage ich lieber nicht.«

»Hüten Sie sich.«

Will grinste. Er strich über sein schütteres dunkles Haar, ging zwei Schritte zur Seite. Jetzt stand er dicht an der Wand, wo er über die Lehnen der Stühle schauen konnte, und zwar genau an der Seite des Tisches, an der auch er gesessen hatte.

Die Stühle standen nicht mehr in einer Reihe. Man sah, daß die Männer heftig aufgesprungen waren, um den Raum zu verlassen. Es war leicht, über die Sitzflächen zu schauen.

Auf einer lag etwas.

Ein kleiner Gegenstand. Will konnte ihn auf diese Entfernung hin nicht erkennen. Aber er war sicher, daß der Gegenstand dort noch nicht gelegen hatte, als sie den Raum verließen.

Deshalb ging er näher. Dabei rückte er ein paar Stühle vor, die ihn behinderten.

»Wo wollen Sie hin?« fragte Degenhardt. Er machte einen langen Hals und konnte trotzdem nichts sehen. Zudem blendete ihn die blanke Holzplatte des Tisches.

Der Mann im Kittel war verschwunden. Er rauchte im Gang weiter. Mallmann hatte den Stuhl erreicht, auf dem der Gegenstand lag. Es war das Sitzmöbel, auf dem sein Kollege Harald West gesessen hatte. Und jetzt lag er dort!

Will Mallmann spürte seinen Magen als Stein. Ihm begannen die Augen zu brennen, das Zittern der Hände war nicht zu vermeiden, als er das hochnahm, was auf der Sitzfläche lag.

Eine Holzpuppe!

»Hier ist er«, sagte der Kommissar rauh. Er hatte den Arm gedreht. Degenhardt konnte genau auf die Puppe schauen, die in Mallmanns Handfläche lag.

»Wer?«

»Harald West.«

Degenhardt beugte sich vor. Will hatte selten einen Menschen so bleich werden sehen. Die Haut nahm dann einen gelblichen Schimmer an und ähnelte kaltem Rinderfett.

»Er ist zur Puppe geworden!« flüsterte der Kommissar. »Verdammt, er wurde zur Puppe...«

Degenhardt fiel zurück. Er krachte schwer auf den Stuhl und hielt sich an der Tischkante fest.

Wills Augen weiteten sich. Erst jetzt kam der Schock. Hart und peitschend. Will hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu atmen, sondern eine dünne Flüssigkeit.

Er nahm die gesamte Hand, preßte sie um die Figur und erlebte den zweiten Schock.

Harald West zerbröselte zwischen seinen Fingern. Was einmal ein Mensch gewesen war, rieselte als Staubfahne auf den Tisch, und Will glaubte noch, einen fernen, leisen Schrei zu hören...

Ricardo Bachara starrte in die Glut des Ofens. Der Juli war kalt. Nicht nur im Bayerischen Wald, auch im übrigen Deutschland. An der Nordsee hatten die Wassertemperaturen die 15-Grad-Grenze nicht überschritten. Die Urlaubsgäste froren dort schneller, als sie denken konnten. Auch über die Höhen des Bayerischen Walds fegte ein scharfer Wind. Dabei lag es nicht lange zurück, daß der letzte Schnee geschmolzen war. So konnte es kommen.

Feuer im Juli, und er starrte in die Flammen, weil er einfach nicht anders konnte. Er brauchte jetzt Ruhe. Der Satan hatte ihm eine neue Aufgabe gestellt. Bevor er sie in Angriff nahm, mußte er sich konzentrieren. So war das immer bei Bachara.

Der Mittelscheitel hatte sich gelöst. Das Haar fiel fettig nach links und rechts. Es sah aus wie ein aufgeklapptes Buch mit schwarzen Seiten. Er schleuderte es zurück und griff zur Flasche. Von innen wollte er sich auch wärmen.

Selbstgebrannter, ein Schnaps, der Pferde in die Ställe trieb und Magenwände resistent machte. Wenigstens seine. Er trank aus der Flasche. Das Licht hatte er gelöscht. Wie immer benutzte er den alten Hauklotz als Sitzplatz. Da die vordere Ofenplatte offenstand, konnte er in die Flammen schauen, die manchmal wie lange Fingerspitzen aus der Öffnung leckten und einen Teil seines Arbeitsraums erhellten, während der andere im Schatten blieb.

Es war eine völlig normale Werkstatt. Wenn ihn jemand aus dem Dorf besuchte, sah der Kunde nichts Außergewöhnliches. Ebenso verhielt es sich mit den Wohnräumen. Sie waren durch eine Tür mit der Werkstatt verbunden. Seit über einem Jahr hatte sich Ricardo Bachara in dieses einsam stehende Haus zurückgezogen.

Natürlich hatten die Leute zunächst geredet. Die Mäuler hatten sie sich zerrissen. Das legte sich allerdings, nachdem er einmal ein Fest im Gasthaus gegeben hatte.

Da war die Hälfte der Einwohner total betrunken gewesen. Eine irre Feier. Er freute sich noch jetzt darüber. Man akzeptierte ihn. Auch der Polizist, der den Spitznamen Waldläufer trug. Zu Anfang hatte er Ricardo schief angesehen, jetzt nicht mehr. Und niemand ahnte, welch eine Vergangenheit hinter ihm lag.

Als Terrorist und Killer. Er stand auf.

Obwohl er den Schnaps wie Wasser getrunken hatte, ging er noch kerzengerade. Bachara hielt sich immer gut. Man mußte hier gut sein, um etwas losmachen zu können.

Flammenschein hauchte seine Gestalt rötlich an. Bachara sah älter aus, als er in Wirklichkeit war. Es lag vielleicht an den schwarzen Haaren und an dem ebenso schwarzen Bart, der Mund, Wangen und Kinn wie ein dichtes Gestrüpp umwucherte. Die Kinder hatten mal Waldschrat zu ihm gesagt. Manchmal kam er sich auch so vor.

Als er vor seiner Werkbank saß, spürte er die Wärme des Feuers im Rücken. Er schaltete die Lampe ein. Der Schein, breit und gelb, paßte nicht zum Feuer. Er zerstörte die Atmosphäre. Ohne Licht konnte er nicht arbeiten.

Er war nervös. Wo die Schwielen dick wie Kröteneier an den Innenflächen der Hände saßen, spürte er den Schweiß. Wie kam das nur? Sonst ging immer alles glatt.

Jetzt nicht.

Lag es an den Bildern? Er schaute sie an.

Rechts von ihm lag das des Mannes. Der Typ hatte ein offenes Gesicht, das Lächeln wirkte echt. Er konnte sich vorstellen, daß dieser Mann ein Feind des Teufels war.

Und die Frau?

Hatte Asmodis nicht von einer Hexe gesprochen? Bachara lachte glucksend. Ja, Hexen waren die Weiber fast alle durch die Bank weg. Da konnte er ein Lied von singen. Verrat, Liebe. Leidenschaft und eine gewisse Besessenheit lagen bei ihnen dicht beieinander.

Das war schlecht. Deshalb reagierten sie manchmal so gefühlsbetont. Sie verloren einfach zu oft den Blick für die Realitäten. Vor allen Dingen beim Geschäft.

Er überlegte, mit wem er beginnen sollte. Mit dem Mann? Das war leichter, aber danach war er nie gegangen. Also entschloß er sich, den Würfel Schicksal spielen zu lassen.

Er lag bereit. Bachara hatte ihn selbst geschnitzt. Man konnte ihn soeben noch mit der Hand umschließen. Zeigte der Würfel eine gerade Zahl an, würde er mit dem Mann beginnen, bei der ungeraden mit der Frau. Und wenn er die Sechs würfelte, würde er sich beide zugleich vornehmen. Eine gerechte Sache, wie er fand.

Ricardo nahm den Würfel in die Hand und ließ ihn fallen. Mit einer Kante prallte er auf, überschlug sich einige Male und wurde vom Schraubstock gestoppt.

Eine Sechs.

»Verdammt, ausgerechnet!« Bachara mochte es nicht. Aber er war ehrlich und würfelte kein zweites Mal. Wenn das Schicksal so entschieden hatte, bitte sehr.

Also mußte er sich die beiden Personen zur gleichen Zeit vornehmen. War auch kein Beinbruch.

Zunächst das Grobe, danach das Feine. Nach dieser Devise arbeitete er. Die Holzstücke lagen bereit, die scharfen Messer ebenfalls. Ihre Klingen blitzten im Licht der Lampe. Die Holzstücke, aus der die Figuren geschnitzt werden sollten, besaßen die Länge von halben Männerarmen, und Ricardo Bachara überlegte, ob er die Frau nicht ein wenig kleiner als den Mann schnitzen sollte.

Das konnte er später noch. Zunächst einmal mußte er sich das Grobe vornehmen.

Er griff zum Messer, und dabei fielen ihm wieder die Worte des Teufels ein. Der Satan war nicht so einfach zu begreifen. Seine Existenz akzeptierte Bachara, aber die Worte, die der Teufel ihm

unterbreitet hatte, wollten ihm nicht aus dem Kopf. Da stimmte etwas nicht, denn er hatte davon gesprochen, daß dieser Harald West sterben sollte. Dies war wohl nicht geschehen, denn einen Tag später war die kleine Figur verschwunden, die Bachara von seinem Todfeind geschnitzt hatte. Er wußte genau, wo sie gelegen hatte.

Auf der Werkbank.

Wer hatte sie weggenommen? Bachara war es nicht gewesen, also ein anderer. Möglicherweise der Teufel. Die Hälfte des Tages war mit der Sucherei vergangen, so daß sich seine neue Arbeit verzögert hatte. Nun endlich begann er.

Ein wenig vornübergebeugt hockte er auf dem Schemel. In seiner rechten Hand hielt er das scharfe Messer, in der linken das Stück Holz. Es war sehr weich, das Holz ließ sich gut bearbeiten, und als er das Messer von oben nach unten zog, fielen bereits die ersten langen Späne auf seinen Schoß, die er wegblies.

In der nächtlichen Stille arbeitete er am liebsten. Nur wenn der Wind durch die Kronen der Bäume strich, entstanden Geräusche. Hin und wieder vernahm er auch den Schrei eines Waldvogels. Etwas paßte nicht in die nächtliche Ruhe. Die scharfen Ohren des Mannes hatten ein anderes Geräusch vernommen. Es war ein seltsames Knacken gewesen.

Nicht im Raum, nicht verursacht durch das Feuer, dessen warmer Atem über seinen Rücken strich.

Nein, draußen hatte er das Geräusch gehört.

Da kam jemand.

Ricardo Bachara konnte man viel nachsagen, nur eines hatte er nicht. Angst. Wer mit dem Teufel taktierte, dem war dieses Gefühl fremd. Was konnte ihm schon passieren, wo die Hölle doch schützend ihre Arme um ihn gelegt hatte?

Ricardo legte Messer und Holz beiseite. Er drückte sich in die Höhe und schaute sich um. Sein Blick glitt zum Fenster, wanderte

weiter und blieb auf der Außentür haften.

Da rührte sich nichts.

Er griff zur Jacke, streifte sie über und steckte noch ein kleines Handbeil in den Gürtel, bevor er seine Arbeitshütte verließ. So völlig wehrlos wollte er nicht sein.

Wie immer quietschte die Tür in den Angeln, wenn er sie öffnete. Zunächst schob er seinen Kopf über die Schwelle und starrte in die Dunkelheit, die sich wie ein gewaltiger Sack über das Land gelegt hatte. Von den Bergen war nichts zu sehen. Der nahe Wald verschwamm zu einem stockfinsternen, konturenlosen Schatten.

Neben der Tür, und zwar noch innen, befand sich ein Regal, wo auch eine lichtstarke Taschenlampe lag.

Die nahm Bachara an sich. Der Lichtkegel war sehr breit. Er schnitt eine regelrechte Schneise in die Finsternis und schwebte über dem schmalen Weg, der direkt auf den Wald zuführte.

Die Bäume wurden von der breiten Lichtlanze erfaßt. Genau an den Stellen schimmerten ihre Stämme in einem fahlen Farbton. Wenn er die Lampe höher schwenkte, erinnerten ihn die Äste und Zweige an starre Totenarme, die sich anklagend nach allen Seiten in den düsteren Himmel reckten und eine Schicht aus dichtem Laub besaßen. Hier existierte noch ein gesunder Mischwald. An einigen Stellen war er so dicht, daß es nur Tiere schafften, ihn zu durchqueren. Menschen würden irgendwann im Gestrüpp des Unterholzes hängenbleiben. Am Waldrand entdeckte er keine Bewegung. Auch nicht in der Nähe, als er die Lampe schwenkte. Dafür sah er jedoch etwas anderes. Im hellen Licht, das über den Boden wanderte, erkannte er auf dem weichen Boden frische Eindrücke.

Spuren!

Ricardo Bachara dachte nach. Er war diesen Weg in der letzten Zeit nicht gegangen. Es mußte also ein anderer gewesen sein. Aber

Besuch hatte er, außer vom Teufel, nicht bekommen.

Wer also trieb sich hier herum?

Der Schnitzer wußte es nicht. Er wollte es aber wissen und ging näher an die Spuren heran.

Genau leuchtete er sie ab.

Für die nächste Zeit wurde er sehr nachdenklich, denn er hatte etwas entdeckt, das überhaupt nicht in seine Überlegungen hineinpassen wollte. Die Spuren waren ihm fremd und kamen ihm dennoch sehr bekannt vor.

Fußspuren.

Und sie besaßen Umrisse, die steif und auch starr wirkten. Sogar hölzern...

Ricardo Bachara begann zu überlegen. Er kannte die Spuren. Schließlich hatte er indirekt dafür gesorgt, als er die Figur seines Todfeindes geschnitzt hatte. Nur eben waren sie nicht so groß. Und die Spuren sahen frisch aus...

Als wäre erst vor Minuten hier jemand entlanggegangen. Es lag auf der Hand, wie die Lösung aussehen konnte, aber der Mann wollte nicht daran glauben, weil sie ihm einfach zu phantastisch erschien. Dennoch mußte er damit rechnen.

Und er hörte wieder die Schritte.

Sie waren dort aufgeklungen, wo sich auch sein Haus befand, und genau dahin mußte er leuchten.

Der Schnitzer schwenkte seine Lampe. Er schaute dem Strahl nach, der die Dunkelheit zerriß und ein Ziel traf.

Die Gestalt stand nahe dem Waldrand, praktisch eine Schrittlänge von der freien Seite seiner Werkstatt entfernt.

Sie war menschengroß, bewegte sich, wobei das Schlenkern der Arme roboterhaft wirkte. Und das hatte seinen Grund. Die Gestalt bestand aus Holz. Und sie war Ricardos Todfeind — Harald West!

Ich spürte mein Herz klopfen. Es war ein wildes Rasen, als wollte es mich mit jedem Schlag warnen und daran erinnern, wie schnell doch alles zu Ende sein konnte.

Aus meinem höher gelegenen Sitzplatz schaute ich in die Tiefe und sah Jane Collins.

Sie lächelte.

Es war ein wissendes, ein kaltes und auch ein überhebliches Lächeln, das sie sich leisten konnte, denn sie hatte in diesem Fall die wesentlich besseren Karten. Obwohl ich es nicht gern tat, mußte ich sie als Siegerin einstufen.

Und das wußte sie.

»Hat dir die kleine Fahrt gefallen, John?« fragte sie. Das Lächeln wurde noch breiter, aber die Augen erreichte es nicht. Sie blickten kühl zu mir hoch.

Ich hatte mich wieder einigermaßen gefangen, obwohl mir die Hände noch immer zitterten. »Er hätte nur nicht immer im Kreis fahren sollen. Es war mir zu wenig Abwechslung.«

»Ich werde beim nächstenmal daran denken.«

»Falls es ein nächstes Mal noch gibt«, schränkte ich ein. »Ich habe nämlich keine Lust, zu einem Spielball in deinen Händen zu werden. Und der Würfel ist auch nicht allmächtig.«

»Aber eine große Hilfe.«

»Das gebe ich zu.«

»Bist du nicht davon beeindruckt gewesen, wie es mir gelungen ist, die Technik zu manipulieren?«

»So etwas ist nicht neu«, erwiderte ich. »Hast du mich deswegen treffen wollen?«

»Nein, ich wollte aus einem anderen Grunde mit dir sprechen.«

»Dann schieß los!«

Jane legte ihre Stirn in Falten, als sie zu mir hochschaute. »Komm von der Maschine, wir werden auf gleicher Höhe plaudern, denn so

groß und mächtig bist du nicht, John Sinclair.«

Ich fühlte mich auf diesem Bock auch nicht gerade wohl und stemmte mich in die Höhe. Dabei stellte ich fest, daß meine Knie ein wenig zitterten. Trotz der letzten Minuten war die Anspannung nicht restlos gewichen. Ich sprang zu Boden und fühlte mich sofort wohler. Dabei schaute ich auf den Würfel.

Er war eine schreckliche Waffe. In zahlreichen Händen hatte er sich bereits befunden, um ihn hatte es Kämpfe gegeben. Ich hätte ihn gern gehabt, war auch schon nahe dran gewesen, doch immer wieder hatte es ein Gegner geschafft und war mir zugekommen. Nun besaß ihn Jane.

Und sie hielt ihn sehr fest, damit nur kein Zweifel entstehen konnte, wem der Würfel gehörte. Es war eine regelrechte Demonstration für mich, die ich auch verstand.

»Kann ich etwas für dich tun?« fragte ich die Hexe und ehemalige Detektivin.

»Ja.«

»Wie schön, und was?«

»Du solltest versuchen, einiges zu vergessen, was zwischen uns gewesen ist.«

Ich beugte den Kopf vor und legte eine Hand im rechten Winkel an mein Ohr. »Was hast du gesagt? Ich soll vergessen, was gewesen ist?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Reden wir weiter.«

Mein Lachen klang hart und schallte durch die leere Markthalle. »Bist du dir eigentlich im klaren darüber, was du verlangst, Jane? Du stehst hier nicht als eine normale Person vor mir, sondern erstens als Hexe und zweitens als Mörderin. Verstehst du?«

»Sicher.«

»Dann frage ich mich, ob du jetzt noch immer so denkst.«

»Natürlich tue ich das.«

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber das ist mir einfach zu hoch.«

»Ich selbst sehe mich nicht als Mörderin, John. Ich weiß, daß du mich liebend gern umbringen würdest...«

»Nein, nein, da irrst du dich gewaltig. Das hätte ich haben können. Als wir Wikka sterben ließen, hätten wir dich ebenfalls hängen lassen können. Das darfst du nicht vergessen. Ich möchte nur, daß du vor ein ordentliches Gericht gestellt wirst...«

Ihr Lachen unterbrach mich. »John, denke nach, was du da sagst. Du kannst mich nicht vor ein ordentliches Gericht stellen. Wer von euch Menschen will über eine Hexe richten?«

»Bezeichnest du dich nicht mehr als Mensch?«

»Zumindest nicht in dem Sinne, wie du es siehst. Ich bin eine Hexe. Ich diene...«

»Dem Bösen?« fragte ich schnell. »Das ist so eine Sache. Man kann es auslegen. Für dich ja, für mich nicht. Ich bin aber nicht gekommen, um mich mit dir darüber zu streiten. Ich habe die Vorgänge auf dem Planeten der Magier auch nicht vergessen, und ich biete dir sogar eine Zusammenarbeit und eine gewisse Hilfe an, denn es geht gegen einen Feind, der uns beiden große Sorgen bereitet.«

»Dabei kann es sich nur um Asmodis handeln«, stellte ich fest.

»So ist es.«

»Steht er immer noch gegen dich?«

Jane nickte. »Ja, er wird auch nicht mehr auf meiner Seite sein, das ist klar, denn er hält mich für eine Verräterin. Aber das weißt du ebenso wie ich. Ihm kommt es darauf an, mich zu jagen und zu versuchen, mir den Würfel abzunehmen. Befindet er sich in seinen Händen, hat er im Machtkampf der Schwarzblütler viel gewonnen. Dabei wird er nicht müde, nach immer neuen Tricks zu suchen. Er

weiß, daß ich einen Frontalangriff seinerseits abwehren kann. Aus diesem Grunde muß er versuchen, immer neue Tricks zu finden, und er ist dabei, einen kleinen, aber gefährlichen Plan durchzuführen, in dessen Mittelpunkt nicht nur ich stehe, sondern auch du, mein lieber John Sinclair.«

»Du kennst den Plan also?«

»Ja, ich erfuhr davon.«

»Durch wen?«

Jane schaute nach unten, wo sich der Würfel des Unheils zwischen ihren Handflächen befand. Er sah fast harmlos aus. Die einzelnen Seiten zeigten eine rötlich-violette Farbe, während sich in seinem Innern Schlieren ausbreiteten und bewegten. Der Würfel besaß eine Kraft, die unermesslich war. Er konnte sie positiv als auch negativ einsetzen. Dabei richtete er sich streng nach seinem Besitzer. Hätte ich ihn gehabt, ich hätte ihn für die Zwecke des Guten eingesetzt. Bei Dr. Tod oder einem Dämon war das etwas anderes. Der setzte ihn für die Sache des Bösen ein, und Jane würde ebenfalls so reagieren.

Ich wußte nicht, ob sie ihn schon manipuliert hatte. Jedenfalls nicht gegen mich direkt, das hätte ich gespürt, zudem besaß ich eine Waffe, die dem Würfel Schwierigkeiten bereiten konnte. Es war mein Kreuz.

»Was will Asmodis?« fragte ich.

»Unseren Tod.«

»Das ist mir klar.«

»Wie ich schon sagte, John, hat Asmodis sich immer neue Tricks einfallen lassen. Ich kenne ihn, ich weiß etwas über die Struktur der Hölle und vor allen Dingen über deren Psychologie. Satan setzt auf die für dich schlechten Eigenschaften der Menschen. Die meisten streben nach Macht, Reichtum und Unabhängigkeit. Und da schlägt er zu. Es gibt genügend Personen, die sich für die Hölle entscheiden, wenn der Teufel es verlangt. Er findet immer welche, und er findet

auch stets neue Wege, um sein Ziel zu erreichen. Einer dieser Wege besitzt einen Namen, den ich dir jetzt sagen werde. Ricardo Bachara.«

»Nie gehört«, erwiderte ich spontan.

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

»Dann möchte ich dich aufklären. Ricardo Bachara kann man als einen politischen Täter bezeichnen. Er gehört oder gehörte zur Terrorszene in Germany. Man hatte lange Zeit nichts mehr von ihm gehört. Es hat sich zurückgezogen, hieß es, aber er ist aktiv geworden, nachdem der Teufel in ansprach.«

»Wo?«

»In Germany.«

Ich runzelte die Stirn. »Was will er? Von dort etwa versuchen, gegen uns vorzugehen?«

»So sieht es aus.«

Ich lächelte. »Wie kann er das bewerkstelligen?«

»Das ist einfach. Ricardo Bachara hat sich auf das besonnen, was einmal sein richtiger Job oder seine richtige Arbeit gewesen ist. Auf das Schnitzen.«

»Und was hat das mit uns zu tun?« fragte ich.

»Asmodis setzte sich mit ihm in Verbindung. Er sorgte dafür, daß die Fähigkeiten des Mannes reaktiviert wurden. Diese Fähigkeiten, gepaart mit der Magie des Teufels, können uns schon gefährlich werden, denn seine Schnitzerhände hat der Satan geschaffen.«

»Komm zum Ziel!« forderte ich.

»Ich bin fast da«, erwiderte Jane lächelnd. »Der Teufel hat seinem Diener Bachara jeweils ein Foto von uns beiden überlassen. Und der Terrorist wird also das tun, was er schon immer so gern getan hat. Schnitzen. Aber nicht irgendeine Figur, sondern zwei genau bestimmte. Weißt du, worauf ich hinaus will?«

»Natürlich. Er will uns...«

»Eben, John. Er wird von uns zwei Holzfiguren schnitzen und so versuchen, uns umzubringen. Das ist Voodoo in einer etwas veränderten Form, wie ich meine. Wir sollten uns dagegen wehren.«

Ich schaute Jane Collins an. Sie hatte mir die Worte lächelnd gesagt. Fast ohne Emotion. Allein die Tatsache, daß sie sich an mich gewandt hatte, ließ darauf schließen, daß Jane sich überhaupt nicht so sicher fühlte, wie sie sich gab. Ihre Schau war Maske, Tünche. In Wirklichkeit hatte sie Angst.

Das wußte ich und sprach sie darauf an.

Überraschenderweise nickte sie darauf sogar. »Sehr richtig, John, das gebe ich zu. Ich habe Angst, denn ich weiß, wie mächtig und gefährlich Asmodis nicht nur sein kann, sondern auch ist. Dieser Schnitzer kann sich unter seiner Leitung für uns zu einer tödlichen Bedrohung entwickeln.«

»Und woher weißt du das alles?« erkundigte ich mich, denn mein Mißtrauen war noch immer nicht gewichen.

Jane löste die linke Hand vom Würfel, krümmte den Zeigefinger und deutete mit dem Nagel nach unten. »Durch ihn, mein lieber John. Wie dir bekannt sein dürfte, kann man diesen Würfel manipulieren. Das ist hiermit geschehen. Ich habe in den Würfel hineinschauen können oder dürfen, je nachdem, und ich sah Dinge, die mir überhaupt nicht gefielen. Wir sollten uns wehren.«

»Du hast natürlich auch schon einen Plan.«

»Den habe ich in der Tat. Wenn es dir eben möglich ist, werden wir uns in die Höhle des Löwen begeben.«

»Nach Germany?«

»Sehr richtig. An den Ort, wo es geschehen soll. Ich weiß nicht, wie weit dieser Bachara mit seinem Werk ist, aber wir sollten uns beeilen. Jede Sekunde zählt.«

Wenn das alles so zutraf, wie sie es mir gesagt hatte, gab ich ihr

recht. Dennoch blieb ein Rest von Mißtrauen. Ich wollte einfach nicht glauben, daß Jane Collins so mir nichts dir nichts mit mir zusammenarbeitete. Nein, da steckte etwas dahinter.

»Du traust mir nicht?« fragte sie, als hätte sie meine Gedanken erraten.

»So ist es. Hättest du mir getraut, Jane?«

»Wenn ich ehrlich bin, nicht.«

»Na bitte.«

»Aber dir bleibt keine andere Wahl, John. Der Satan will uns beide. Er möchte gern einen Schlußstrich unter das Kapitel Sinclair/Collins ziehen, denn im Hintergrund lauern andere Feinde, um die er sich ebenfalls kümmern muß. Ich denke da an die Großen Alten oder an die Wesen anderer Dämonenreiche, die sich in den höllischen Kreislauf eingefügt haben. Diese Gegner sind für ihn momentan nicht greifbar. Wir sind es leider, John Sinclair. An uns wird er sich halten. Deshalb sitzen wir in einem Boot.« Sie lachte und schüttelte dabei den Kopf. Die blonden Haare flogen. Sekundenlang sah ihr Gesicht entspannt aus. »Fast wie in alten Zeiten, nicht wahr, John Sinclair?«

Ich runzelte die Stirn und schob gleichzeitig die Mundwinkel nach unten.

»Aber nur fast.«

»Hast du dich entschlossen?«

»Es war schwer, verdammt schwer sogar.« Ich schaute Jane an. Ihre Augen blickten kalt und klar. Ohne eine Spur von Hinterlist. Dennoch wußte ich, wie sehr sich gerade Hexen verstellen konnten. Sie waren Meisterinnen der Maske.

Konnte ich Jane Collins wirklich trauen?

»Gib Antwort, sonst mache ich es allein.«

»Soweit bist du also schon.«

»Es geht nicht anders.«

Ich nickte ihr zu. »Okay, meine Liebe, du hast mich überzeugt. Nur möchte ich mir ein wenig Rückendeckung verschaffen, wenn du verstehst.«

»Und wie?«

»Ich habe in Germany einen sehr guten Freund, der uns möglicherweise behilflich sein kann.«

»Will Mallmann.« Jane sprach den Namen wertfrei aus.

»Genau er.«

»Ich habe nichts dagegen.«

»Und auch nichts gegen Suko?«

Jane zuckte zusammen. »Muß das sein?«

»Es wäre besser. Da der Teufel nur uns im Visier hat, können die beiden vielleicht agieren.«

Begeistert war Jane von meinem Vorschlag nicht. Sie entpuppte sich auch als Realistin, denn sie wußte, daß ich nicht mit ihr kommen würde, wenn sie auf meinen Vorschlag nicht einging.

Also schlossen wir einen Kompromiß.

»Es ist gut«, erklärte sie. »Wir fahren eben zu dritt.« Ihr Lächeln danach wirkte gequält...

Ricardo Bachara hatte den Schock seines Lebens bekommen. Der helle Lichtstrahl seiner Taschenlampe enthüllte mit nahezu brutaler Deutlichkeit genau das, was es einfach nicht mehr hatte geben sollen. Vor ihm stand sein Todfeind!

Der Schnitzer spürte das Vibrieren seiner Nerven. Stromschläge schienen ihn zu schütteln. Angst kroch in seinem Innern hoch, und er erinnerte sich wieder an die Szene, als man ihn jagte. In einem alten Haus war es gewesen. Die Fahnder hatten die Gruppe eingekesselt, an der Spitze Harald West. Die Chancen der Terroristen waren gleich Null. Wenn sie nur einen Finger aus dem Fenster streckten, würden die anderen sofort schießen. Und es befanden sich

Scharfschützen unter ihnen, die ihr Handwerk verstanden. Dennoch waren sie durchgekommen. Sogar über das Dach. Zu zweit hatten sie es versucht.

Die Kugel hatte Bacharas Kumpel erwischt, die eigentlich Ricardo galt. Dicht neben dem Dachrand war der andere zusammengebrochen, und Bachara hatte den Toten zusätzlich als Deckung benutzt, bevor es ihm gelungen war, auf das Nachbardach zu springen und zu flüchten. Über die Dächer war er entkommen. Mit dem Hubschrauber hätten sie ihn jagen können, das geschah nicht. In einem Zeitungsbericht stand später zu lesen, daß der Hubschrauber einen Defekt gehabt hatte und aus diesem Grunde nicht angesprungen war.

Für Bachara war es die Rettung gewesen. Er hatte untertauchen können. Das war ihm bisher gut gelungen, doch nun sah er seinen Erzfeind wieder vor sich.

Er stand am Waldrand, trug dunkle Tarnkleidung und schien nicht bewaffnet zu sein. Jedenfalls konnte Bachara keine äußerlich getragenen Waffen erkennen.

Was war er für ein Mensch!

Wieso konnte er kommen, wo der Satan doch versprochen hatte, daß er vernichtet worden war? War die Arbeit, von ihm eine Figur zu schnitzen, völlig umsonst gewesen?

Der Terrorist schüttelte den Kopf. In seinem Gehirn überschlugen sich die Gedanken. Er wußte einfach keinen Bescheid mehr und brachte es nicht fertig, die Gedanken zu ordnen.

Hier stimmte so vieles nicht, und er rechnete sogar damit, daß es sich bei der Erscheinung seines Feindes um eine Halluzination handelte. Bachara wollte es genau wissen. Er erinnerte sich daran, ein Beil eingesteckt zu haben. Aus diesem Grunde griff er in den Gürtel und zog das kleine Handbeil hervor.

Jetzt würde es sich zeigen.

Geduckt ging er zwei Schritte näher. Er kam sich vor wie ein Prärie-Indianer, der mit seinem Kriegsbeil einen verhassten Weißen angriff, um ihn zu vernichten.

Auf den Fußballen federte er. Die Lampe hielt er in der linken Hand. Der Strahl leuchtete den anderen an, und er schien auch in das Gesicht des Harald West.

Die Züge dort schienen festgefroren zu sein. Sie wirkten völlig leblos, irgendwie taub, ohne Regung, aber dem wollte der Mann mit dem Beil abhelfen.

Harald West sollte sich krümmen. Er würde winseln. Er mußte am Boden liegen.

Ricardo Bachara hatte es gelernt, mit dem kleinen Beil umzugehen. Es war die Waffe, die er am meisten einsetzte. Er nahm sie mit, wenn er in den Wald ging und Holz schlug. Nur kleine Äste und Zweige. Er führte auch grobe Schnitzerein mit ihm aus, und er handhabte es perfekt. Auch im Wurf.

Nur einmal veränderte er das Ziellicht seiner Taschenlampe ein wenig. Jetzt wurde der Schädel angestrahlt.

Dann warf er das Beil!

Spalten wollte er den Kopf des verhassten Feindes! Spalten... Und das Beil flog. Es überschlug sich einige Male in der Luft, so daß der Werfer schon Angst bekam, es würde mit dem Stiel auftreffen. Das geschah nicht.

Die Axt traf die Stelle zwischen den Augen. Bachara war Fachmann. Er hörte bereits am Aufschlag, daß sein Beil kein normales Gesicht getroffen hatte. Ein ähnliches Geräusch entstand auch, wenn er die Axt kräftig in einen Baumstamm schlug.

Ein Stamm besteht aus Holz.

Und Harald West?

Plötzlich zitterte Ricardo Bachara. Er wollte kaum glauben, was da durch seinen Kopf lief und mußte sich zunächst einmal sammeln,

bevor er auf den anderen zuging.

Auf einen Menschen oder auf eine Figur? Das war die große Frage, die er wenige Sekunden später beantworten bekam. Er hatte die Hand ausgestreckt und fuhr mit den Fingerkuppen über die Gesichtshaut. Nein, Haut ertastete er nicht. Das Gesicht war hart, es fühlte sich hölzern an.

Ricardo wußte Bescheid. Er gratulierte sich innerlich zu seinem Entschluß, die Waffe geschleudert zu haben. Ein lautloses Lachen verließ seinen Mund. Er stand vor seinem Todfeind und lachte. Nie hätte er sich so etwas träumen lassen, aber nun sah er sich bestätigt. Der Teufel hatte ihm geholfen.

Bei seiner Aktion war er in die Knie gesunken. Nun drückte er sich langsam wieder in die Höhe. In seine Augen trat ein lauernder Ausdruck. Die Lippen waren verzogen. Er streckte den Arm aus und umfaßte den Griff der kleinen Axt.

»Kannst du reden?« fragte er dabei und blieb in seiner Haltung stehen. »Kannst du mir etwas sagen?«

Die Figur gab keine Antwort.

»Dann bist du vernichtet!« keuchte der Schnitzer und zog mit einem Ruck die Axt aus der Stirn des anderen. Irgendwie hatte er damit gerechnet, trotz allem einen Blutstrom aus der Wunde fließen zu sehen. Das war nicht der Fall.

Vielleicht ein wenig Sägemehl oder Späne. Sie verschwanden sehr schnell aus dem hellen Lichtschein der Taschenlampe, die Ricardo nach wie vor festhielt.

Er ging zurück. Sein Blick traf die Schneide. Sie war blank, glatt und scharf wie immer. Keine Spuren wiesen darauf hin, daß sie vor Sekunden noch im Kopf eines Menschen gesteckt hatte. Bachara lachte wieder. Es war ein Gelächter, über das er sich selbst erschreckte und auch einige Waldtiere aus dem Schlaf riß, denn zwischen den Bäumen vernahm er ein aufgeregtes flattern. Er lachte

noch, als er angesprochen wurde.

Die Stimme klang dumpf, und sie drang aus dem Dunkel des Waldes an seine Ohren.

»Nun, Ricardo, wie gefällt dir dein Todfeind?«

Bachara beendete sein Gelächter. Er duckte sich dabei. Über seinen Rücken strich eine Gänsehaut. Nicht weit entfernt flog ein dunkler Vogel mit trägem Flügelschlag vorbei.

»Nicht schlecht«, sagte er. »Wirklich nicht schlecht. Hast du das getan?«

»Wir beide«, erwiderte Asmodis, denn kein geringerer als er hatte die Antwort gegeben.

Seine Stimme war von dem Schnitzer längst erkannt worden. Bachara riskierte es und drehte sich um. Er schaute in die Richtung, wo seiner Meinung nach der Teufel stehen mußte.

Dort befand sich das düstere Dickicht des Waldes. Aber etwas war noch dunkler.

Etwa in Menschenhöhe schwebte eine Wolke. Sie war kreisrund, absolut schwarz, und nur in ihrem Zentrum wurde sie von innen her allmählich aufgehell.

Ein Gesicht erschien.

Satan zeigte sich.

Diesmal sah seine Fratze noch fahler als das Mondlicht aus. Seine Züge hoben sich klar und scharf in der Schwärze ab. Sehr deutlich war die dreieckige Form seines Gesichtes zu erkennen. Mittendrin die bösen, kalten Augen, die den Blick der Hölle wiedergaben. Bachara erschrak. Er spürte die Angst wie einen Gürtel, der sich um seine Brust gelegt hatte. Noch nie zuvor hatte er den Teufel gesehen. Bisher war der Höllenfürst nur in seinem Rücken aufgetaucht. Nun sah er die Gestalt vor sich, die so vielen Menschen Alpträume bereitete. Er wußte nicht, was er sagen sollte, da ihn der Anblick einfach zu stark getroffen hatte. Jeder Mensch, der den Teufel zum

erstermal von Angesicht zu Angesicht sieht, kommt sich klein, hilflos und verloren vor. Bachara erging es da nicht anders, obwohl er sich auf die Seite des Satans gestellt hatte.

Asmodis grinste. Er verzog dabei sein Maul in die Breite. Die Augen blickten noch kälter und grausamer, als er sagte: »Da siehst du, welch eine Kraft ich dir gegeben habe, mein Freund.«

»Ich... ich verstehe nicht.«

»Es ist ganz einfach. Dein Todfeind hat sich ein wenig verändert. Er ist größer geworden.«

»War er denn vorher kleiner?« Bachara konnte nicht mehr denken. Er war viel zu durcheinander.

»Natürlich war er kleiner. Du hast ihn ja selbst geschaffen.«

»Ich?«

»Denke nach.«

Auf dem Gesicht spiegelten sich die Gefühle wider, die er in den kommenden Augenblicken empfand. Da war das Begreifen, gleichzeitig vermischt mit dem Nichtverstehen, und auch das allmähliche Durchblicken. Er atmete stoßweise, und er hatte große Mühe, seine Gedanken in Worte zu fassen und diese auszusprechen.

»Ich habe ihn geschnitzt«, flüsterte er. »Danach... danach ist er dann gewachsen.«

»Jetzt hast du es bemerkt.«

»Eine Holzfigur?« staunte der Schnitzer.

»Natürlich ist es eine Figur. Du darfst nur nicht vergessen, daß ich sie mit meiner Kraft gefüllt habe. Ich mache aus der toten Materie eine lebendige. Hast du verstanden? eine lebendige. Für mich gibt es so etwas nicht. Was tot ist, soll nicht tot bleiben. Es muß lebendig werden.«

»Wie die Figur?«

»Ja.«

Für Ricardo Bachara war es unbegreiflich. Er konnte einfach nicht

glauben, daß es solche Dinge gab, drehte den Kopf und leuchtete die Figur an. Sie stand noch immer auf derselben Stelle. Ricardo ließ den Strahl bis zum Kopf wandern und sah dort genau den Einschnitt, wo das Beil getroffen hatte. Die Kerbe befand sich in der Stirnmitte. Ein kalter Schauer rieselte über den Rücken des Mannes. Allmählich spürte er, in welch einen Machtbereich er sich da begeben hatte. Er war in den Kreislauf des Teufels integriert worden und wußte nun, was mit den anderen Figuren geschehen sollte, die er noch schnitzen mußte. Der Teufel las die Gedanken seiner Diener. Auch hier, denn er lachte und nahm den gedanklichen Faden des Ricardo Bachara auf.

»Weißt du nun, welche Pläne ich verfolge, mein Lieber?«

Der Schnitzer nickte.

»Dann wird dir auch bekannt sein, daß bei mir alles gelingt, was ich in die Hände nehme.«

»Möglich.«

»Nicht nur möglich, sondern ja. Denke immer daran, Ricardo. Ich habe dich in der Hand. Wenn du nur das ausführst, was sich dir sage, kann es dir nie schlecht gehen.«

»Ich weiß.«

»Also halte dich daran.«

Ricardo hob die Schultern. »Ich hatte bereits mit dem Schnitzen der beiden nächsten Figuren angefangen«, sagte er, »als ich das Geräusch hier draußen hörte und nachschauen wollte.«

»Das ist mir bekannt. Du wirst dich beeilen, denn die anderen haben bereits etwas bemerkt. Ich werde sie in dieses Gebiet hier locken und anschließend vernichten. Noch etwas möchte ich dir sagen. Dreh dich um und gib deine Befehle.«

»Wen meinst du damit.«

»Deinen Todfeind.«

Bachara schnappte nach Luft. »Du meinst, ich soll... also, ich soll

ihm sagen, was er...«

»Genau das sollst du. Sag ihm, was er zu tun hat, und er wird in deinem Sinne reagieren.«

»Aber das ist unmöglich. Er ist mein Gegner.«

»Nicht mehr.«

Ricardo schaute seinen Herrn und Meister noch einmal an. Er las einen gewissen Ernst in dieser kalten Fratze, hob die Schultern und ging einige Schritte auf die Holzfigur zu, die die Züge seines Todfeindes Harald West trug.

Er stand da und rührte sich nicht. Es kostete Bachara Überwindung, die ersten Worte zu sprechen. Nur flüsternd kamen sie über seine Lippen.

»Dreh dich um!«

West gehorchte. Er schleuderte ein Bein in die Höhe, das andere ließ er auf dem Boden und drehte sich dann.

Der Schnitzer war perplex. Das gab es doch nicht. Dieser Mann gehorchte ihm aufs Wort. Plötzlich mußte er wieder lachen. Zuerst leise, dann lauter, immer schrille und gellender, so daß sein Gelächter wie ein Ruf aus der tiefsten Hölle durch einen unheimlichen Wald hallte und irgendwann in der Dunkelheit verklang.

»Ich habe die Macht!« brüllte Bachara dazwischen. »Verdammt, ich habe die Macht. Er gehorcht mir, und er wird mir immer gehorchen! Geh in den Wald! Geh!«

Und Harald West ging.

Bachara verfolgte dessen Weg mit dem Strahl der Lampe. Ein Mensch hätte sich möglicherweise anders verhalten, aber diese Figur kümmerte sich nicht um Hindernisse. Sie stampfte durch das Unterholz und zertrat es mit wuchtigen Tritten. Schon bald erreichte sie das Licht nicht mehr. Die Dunkelheit zwischen den Bäumen hatte sie verschluckt. Das war phantastisch. Ricardo wollte es kaum

glauben und wischte über seine Stirn.

Sagenhaft...

Noch einen Versuch wollte er wagen. Sehr laut rief er: »Komm zurück!«

Dann wartete er ab.

Die Figur war schon ziemlich tief im Wald verschwunden. So dauerte es eine Weile, bis der Wartende die entsprechenden Geräusche vernahm. Er hatte die Augen weit geöffnet, die Lampe hielt er in der rechten Hand und schwenkte den Strahl in einem Halbkreis, so daß die helle Lanze Bäume und Unterholz bestreichen konnte.

Das Brechen der Äste klang in seinen Ohren wie Musik, die lauter wurde, und wenig später erschien die Gestalt im Lichtschein der Lampe. Harald West kam tatsächlich zurück!

Wieder öffnete sich Ricardos Mund. Er wollte noch einmal lachen, das schaffte er nicht mehr, weil er zu aufgeregt war. Dafür drehte er sich um, denn er wollte dem Teufel, seinem großen Helfer, berichten, was er gesehen hatte.

Asmodis war verschwunden.

Als Bachara die Stelle, wo er gestanden hatte, anstrahlte, sah er dort nur mehr die Bäume, das Unterholz und den leichten Qualm, der in die Höhe wogte.

Der Teufel wußte genau, daß er sich auf seinen Diener verlassen konnte und benötigte keine Kontrolle mehr.

Ricardo Bachara aber ließ den anderen kommen. Er schaute sich die hölzernen wirkenden Bewegungen und abgehackten Schritte an, mit denen Harald West sich näherte.

»Komm nur her, Harald«, sagte Bachara. »Komm nur her zu mir. Ich warte auf dich!«

Der andere ging und blieb genau einen halben Schritt vor seinem jetzigen Herrn stehen.

Der Schnitzer nickte. So hatte er es haben wollen. So und nicht anders. Er hob den Arm und klopfte mit dem Knöchel gegen die Stirn der Figur.

Dumpf hörte es sich an. Der Spalt war noch immer vorhanden. Er würde auch bleiben. Nichts bewegte sich in dem hölzernen Gesicht. Es zeigte unzweifelhaft die Züge des Harald West, nur bewegte sich das Holz nicht mehr. Es war tote Materie, keine Seele wirkte hier als Motor, allein die Schwarze Magie, die der Mann namens Bachara zum erstenmal in seinem Leben voll kennengelernt hatte.

Er war zufrieden.

Und er dachte bereits an seinen Plan, den er innerhalb von Sekunden aufgebaut hatte.

Der andere sollte für ihn arbeiten!

Als er sich darüber Gedanken machte, geriet er schon ins Schwitzen. Damit hätte er nie im Leben gerechnet, daß ausgerechnet sein Todfeind, der ihn über so lange Zeit gejagt hatte, einmal zu Diensten sein würde. Ein Diener und Leibwächter...

Wieder mußte er lachen. Diesmal lautlos, dann glucksend. »Du wirst mir dienen, Harald West. Und nicht nur das. Du wirst alles tun, was ich von dir verlange. Hast du verstanden?«

Die Figur nickte.

»Wunderbar.« Bachara hatte das Beil weggesteckt. Aus diesem Grunde konnte er sich die Hände reiben und gab so seiner Begeisterung Ausdruck. »Also, noch einmal. Du wirst mir dienen und mir alle Feinde vom Hals halten. Wenn du merkst, daß sich mir jemand nähern will, dann gib es nur eine Möglichkeit für dich. Bring ihn um!«

Wieder nickte West.

Tief atmete der andere durch. »Damit du es nicht mit deinen eigenen Händen zu tun brauchst, habe ich was für dich.« Bachara griff in den Gürtel und holte das kleine Beil hervor. Er wog es in der

Hand, schaufelte die Jackettschöße des anderen zur Seite, sah den Gürtel und steckte die Axt dort hinein.

»So«, sagte er. »Damit kannst du mir die Feinde vom Leib halten. Und nun geh. Sie warten bestimmt auf dich. Aber bleibe stets in meiner Nähe...«

Die Figur machte kehrt. Der Schnitzer schaute ihr so lange nach, bis der dichte Wald sie verschluckt hatte.

Ricardo Bachara war zufrieden. Er dachte an seine Arbeit, die noch vor ihm lag.

Sie machte ihm jetzt doppelt soviel Spaß...

Kommissar Will Mallmann kannte den Bayerischen Wald. Er würde sich immer an ihn erinnern, denn hier hatte er seine Frau, Karin, kennengelernt, eine Lehrerin.

Als sie nach der Trauung aus der Kirche traten, hatte das Grauen zugeschlagen. Der Schwarze Tod kam über das Brautpaar wie ein mörderisches Gewitter und tötete Karin Mallmann mit der Sense. Noch Jahre später erwachte Will Mallmann manchmal schweißgebadet, wenn er die Szene wieder vor sich sah. Wie Karin auf dem kalten Boden lag, blutüberströmt, den Kopf in Wills Schoß gebettet und allmählich ihr Leben aushauchend.

So war es gewesen, und Will konnte es nicht mehr ändern. An jenem Tage hatte es auch im Leben des Kommissars einen radikalen Einbruch gegeben. Er konzentrierte all seine Kräfte darauf, die Schwarzblütler zu jagen, wo er sie antraf. Und das war mehr als einmal der Fall gewesen. Will kniete sich jedesmal mit großer Energie in den Fall. Zahlreiche Erfolge hatte er, zusammen mit seinen Freunden, errungen. Nur Karin wurde davon nicht mehr lebendig. Die Erinnerung an sie ruhte in Wills Inneren. Auf seinem Nachttisch im Schlafzimmer stand noch ihr Bild, und er trug auch ein Foto seiner verstorbenen Frau stets in der Brieftasche bei sich.

Und jetzt hatte ihn wieder ein Fall in den Bayerischen Wald geführt. Er war allein gekommen, denn John Sinclair und Suko hatte er nicht erreichen können.

Allerdings wußte er, daß die beiden Geisterjäger an demselben Fall arbeiteten wie er. Das hatte er bei einem späteren Anruf von Sir James erfahren.

Ein Zufall?

Will Mallmann hatte es sich abgewöhnt, daran zu glauben. Er hatte in der Polizeistation von Zwiesel hinterlassen, wo er zu finden war, denn der Ort, in dessen Nähe sich der angebliche Terrorist Bachara aufhalten sollte, lag ein paar Kilometer entfernt.

Man mußte hoch in die Berge, und zwar in Richtung Großer Arber. Der ist mit seinen 1456 Metern der höchste Berg dieser herrlichen Landschaft zwischen Donau und tschechischer Grenze im östlichen Teil Bayerns.

Hier war die Welt nur noch auf den ersten Blick in Ordnung. Man achtete zwar auf den Naturschutz und war auch Stolz auf den Nationalpark, aber die Luftverschmutzung hatte besorgniserregende Formen angenommen: Die Bäume starben...

Der Ort, den Will Mallmann erreicht hatte, lag auf halber Höhe zwischen Zwiesel und Bayerisch Eisenstein. Ein malerischer Flecken Erde, umgeben von den runden Bergkuppen und eingebettet in dichte, bewaldete Hänge. Hier gab es keinen Urlaubsstreß wie an der Riviera, Adria oder an den langen Küstenstreifen Spaniens. Die kleinen Häuser waren gepflegt, die Straßen sauber und glänzten noch vom letzten Regen. Das Wetter ließ in diesem Jahr zu wünschen übrig, der Julisommer war keiner. Die Temperaturen hatten die zehn Grad soeben erreicht und wollten nicht höher klettern. Die runden Gipfel der Berge lagen im Dunst, und der Gipfel des Großen Arbers war überhaupt nicht zu sehen. Will Mallmann war mit seinem Manta gekommen. Noch immer hatte er sich nicht für einen neuen Wagen

entscheiden können. Auf der Ablage häuften sich die Prospekte der Autofirmen, ein Zeichen dafür, wie sehr sich Will mit diesem Problem schon auseinandergesetzt hatte. Gut gefiel ihm jeder Porsche und der Audi Quattro. Aber diese Fahrzeuge waren nichts für die Kasse eines unterbezahlten Kommissars. Da hätte der gute Will nur für sein Auto leben müssen, und das wollte er auch nicht. Als er den Manta - die letzte Inspektion hatte der Meister nur mit einem Naserümpfen durchgeführt -, vor der kleinen Polizeistation stoppte, läuteten die Glocken.

Es war Mittagszeit. Die Straßen wirkten jetzt noch leerer. Einige Familien, im Ort auf Urlaub, strebten den Gasthäusern entgegen, um dort ein schmackhaftes und preiswertes Essen einzunehmen, das man sich auch noch leisten konnte, wenn Kinder dabei waren. Will wollte auf das Essen verzichten und erst gegen Abend etwas zu sich nehmen, falls er dazu kam.

Er klopfte an.

Der Polizist saß hinter dem Schreibtisch. Er war noch jung und erhob sich, als Will Mallmann eintrat. »Guten Tag«, sagte der Kommissar.

»Grüß Gott.«

Will lächelte. Er hatte völlig vergessen, wo er sich aufhielt. In Bayern grüßte man eben anders. »Ich bin Kommissar Mallmann.«

Der Polizist kam ihm entgegen. »Das hatte ich mir fast gedacht. Ich heiße Geißler. Markus Geißler.«

Sie gaben sich die Hand. Will war der junge blonde Mann sofort sympathisch. Er besaß ein offenes, ehrliches Gesicht, das Lächeln auf seinen Lippen wirkte echt und nicht gezwungen, wie so oft bei fremden Leuten.

»Wollen Sie einen Schluck Kaffee, Herr Kommissar?«

»Da sage ich nie nein.«

»Oder ein Bier. Hier in Bayern ist Bier kein Alkohol.«

»Nein, danke, lieber Kaffee.«

»Gut, wie Sie möchten.« Von einem Regal holte der Polizist eine Thermoskanne und zwei Tassen. »Den Kaffee kocht meine Verlobte. Die kann das, sage ich Ihnen.« Er lächelte. »Hat sie von ihrer Mutter gelernt, und die kann es noch besser.«

Jetzt war Will auf den Kaffee gespannt.

Er bekam die Henkeltasse vollgeschenkt und nahm auch keinen Zucker, denn die braune Brühe sollte ihn nach der verhältnismäßig langen Fahrt aufmöbeln.

Er trank.

Markus Geißler hatte nicht übertrieben. Das Zeug weckte Scheintote auf. Will Mallmann konnte sich ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen, was der Polizist mit einem lächeln quittierte.

»Habe ich zuviel versprochen, Herr Kommissar?«

»Das haben Sie nicht.« Will setzte die Tasse ab. Nur war er nicht hergekommen, um Kaffee zu trinken. Es ging da um ganz andere Dinge, wie eben diesen Ricardo Bachara. Sehr schnell kam der Kommissar aus Wiesbaden auf das Thema zu sprechen.

Geißler drehte sich um. Vor ihm hing ein Plakat an der Wand. Es zeigte die Konterfeis gesuchter Terroristen. Unter anderem auch das von Ricardo Bachara. »Ist er das?« fragte Geißler und zeigte drauf.

Will hob die Schultern. »Das muß er sein. Ich habe in meinem Büro kein anderes.«

Der Polizist schürzte die Lippen. »Das Foto ist unscharf. Zudem trug der Gesuchte bei dieser Aufnahme noch keinen Bart.«

»Hat er den jetzt?«

»Einen Vollbart sogar«, erklärte Geißler.

»Deshalb sind Sie sich auch nicht sicher«, folgerte der Kommissar vom BKA.

»Genau. Ich wollte keinen großen Wirbel machen und bat um einen Beamten der sich der Sachlage annimmt. Wissen Sie, ich sitze erst

seit einigen Monaten auf diesem Stuhl hier. Nachher heißt es noch, der will sich nur wichtig machen.«

»Das kann Ihnen passieren«, gab Will zu. »Ich kenne die üblichen Vorurteile.«

»Dann wissen Sie ja, wovon ich rede.«

»Und wo finde ich den Knaben.«

»Nicht im Dorf«, erklärte der Polizist. »Sie müssen da schon ein wenig steigen.«

»Mit dem Wagen kommt man nicht hoch?«

Markus Geißler lächelte und schüttelte den Kopf. »Ich habe Ihren Manta gesehen. Nehmen Sie lieber ein Geländefahrzeug, wenn Sie es nicht zu Fuß versuchen wollen.«

»Gibt es hier einen Geländewagenverleih?«

»Nein, aber wenn ich den Förster frage, leiht der Ihnen seinen Jeep. Wenn ich solche Fahrten machen muß, geh ich auch zu ihm, verstehen Sie? Der Wagen gehört ja der Behörde. Aus diesem Grunde können wir auf ihn zurückgreifen.«

»Und Sie kommen mit?«

»Zum Förster ja.«

»Weshalb nicht weiter?«

»Das geht nicht. Ich muß hierbleiben. Mein Bezirk erstreckt sich momentan über zwei Orte, der andere Kollege ist krank geworden. Vielleicht bekommen Sie unten in Zwiesel Verstärkung oder in Bodenmais, aber ich kann nicht viel tun.«

Will winkte ab. »Nein, das sehe ich mir zunächst einmal allein an. Außerdem werden noch zwei Kollegen von mir kommen.«

»So einen Aufwand treiben Sie?«

»Es sind Leute von Scotland Yard.«

Markus Geißler wurde vor Schreck und Ehrfurcht bleich. »Ist dieser Kerl denn so bekannt?«

»Das auch. Aber es geht zusätzlich noch um einige andere Dinge.«

Geißler merkte, daß der Kommissar darüber nicht reden wollte und stellte auch diesbezüglich keine weiteren Fragen. Dafür stand er auf.

»Dann werden wir mal zum Förster fahren.«

»Ist es weit?«

»Mit dem Wagen nicht. Wir müssen zum Waldrand. Der Mann wohnt noch richtig romantisch, wie man es aus den alten Kinderbüchern kennt.«

»Ich lass' mich überraschen.«

Die Überraschung bekamen die beiden Männer schon vor der Tür der Polizeistation geliefert.

Nicht allein, daß die ersten Strahlen der Sonne durch die dunkleren Wolkenberge brachen und die Feuchtigkeit verdampfte, nein, vor der Polizeistation hielt sich eine Familie mit zwei Kindern auf. Die beiden Jungen redeten auf ihre Eltern ein. »Das müssen wir doch melden.«

»Nein, Tim, du hast dich getäuscht.«

»Wirklich nicht, Papa.«

Markus Geißler grüßte freundlich und fragte, was es für Probleme gäbe. Will Mallmann stand ein wenig abseits. Er mischte sich nicht ein und hörte nur zu. Dem Dialekt nach zu urteilen, kam die Familie aus dem Ruhrgebiet. Dort waren zur Zeit Sommerferien.

»Laß mich mal reden«, sagte der Vater und schob seinen Sohn Tim zur Seite.

Er wurde ebenso von seiner Mutter festgehalten wie das zweite Kind. Der Mann begann zu berichten. Er erzählte von einer Wanderung und davon, daß sich die Kinder selbständig gemacht hatten, nicht auf den Wegen geblieben waren, sondern sich in die Büsche schlugen, damit sie wie die Indianer das Gelände durchqueren konnten. Für die Eltern war es nicht weiter tragisch, da diese so etwas kannten.

»Bis Tim dann zurückkam und sehr aufgeregt war«, erklärte der

Vater und schaute seinen Sohn dabei an. »Er konnte es gar nicht fassen oder begreifen, denn er hatte etwas Seltsames gesehen.«

»Eine Figur!« rief Tim. »Eine Figur, die gehen konnte!«

In diesem Augenblick horchte Will Mallmann auf. Er sah auf dem Gesicht seines jungen Kollegen das ungläubige Lächeln, und etwa den gleichen Ausdruck trugen auch Tims Eltern zur Schau.

Nur Tim nicht. Er trat mit dem rechten Fuß auf, so daß sein kleiner Rucksack hüpfte. »Es war eine Figur aus Holz. Die konnte sogar laufen. Ich habe sie am Bach gesehen. Da bekam ich Angst...«

»Das war es, was ich Ihnen erzählen wollte«, sagte der Mann. »Die Spinnereien eines Jungen, der zu viele Superhelden-Romane gelesen hat. Tut mir leid, daß wir Sie belästigt haben.«

»Dafür sind wir ja da«, sagte Markus Geißler und wollte gehen, doch Will Mallmann hatte einen Einwand.

»Einen Moment noch«, sagte er und beugte sich zu Tim hinunter. »Kannst du mir die Geschichte noch einmal von vorne erzählen?«

»Ganz von vorn?« Der sommersprossige Junge riß seine Augen erstaunt auf.

»Wenn es geht.«

Will hörte genau zu. Der Junge erzählte etwas umständlich. Er war auch verlegen, weil er so plötzlich im Mittelpunkt stand, aber Will Mallmann erfuhr nach und nach eine sehr interessante Geschichte, und er glaubte dem Jungen auch.

»Wie komme ich denn zum Wasserfall?« erkundigte er sich.

»Das kann ich Ihnen erklären«, sagte Markus Geißler.

»Ich verstehe überhaupt nichts mehr«, mischte sich die Mutter ein. »Glauben Sie denn meinem Sohn?«

»Möglich.«

»Brauchen Sie uns noch?« Diese Frage galt Markus Geißler. Der schaute den Kommissar an. Will schüttelte den Kopf. Die Familie ging weiter. Sie überquerte die Straße und lief auf ein hell

angestrichenes Gasthaus zu, dessen Fensterbänke mit einer üppigen Blumenpracht geschmückt waren.

»Ich will Sie ja nicht kritisieren, Herr Kommissar, aber so viel Glauben hätte ich den Aussagen des Jungen nicht geschenkt.«

»Wer sagt Ihnen denn, daß ich ihm glaube?«

»Nachdem Sie sich die Geschichte noch einmal erzählen ließen.«

»Man muß sich eben alles anhören. Kommen Sie!« Will legte dem Mann die Hand auf die Schultern. »Der Weg zu diesem Bachara führt nicht zufällig am Wasserfall entlang?«

»Doch. Das Wasser schießt aus einem Felsen, sammelt sich in einem kleinen See, der einen Abfluß besitzt, und dort beginnt ein Bach.«

»So ist das.«

»Vom Wasserfall bis zu Hütte ist es dann nicht mehr weit. Manchmal kommt Bachara auch in den Ort. Er verkauft hier das, was er oben in seiner Werkstatt geschnitzt hat.«

»Kann er davon leben?«

»Touristen kaufen viel.«

Will war neben dem Manta stehengeblieben. Im Licht der hellen Mittagssonne sah der Wagen sogar noch gut aus. »Hat er sonst noch Kontakt zu den Menschen hier? Er ist schließlich kein Einheimischer, dazu noch Ausländer, und ich weiß, daß die dörfliche Bevölkerung Fremden zunächst ein wenig skeptisch gegenübersteht.«

»Nicht nur die Menschen in den Dörfern«, verteidigte Geißler seine Heimat. »Das versteht sich.«

»Im Anfang war es wirklich so«, gab der Polizist zu. »Aber dann kam Bachara auf uns zu. Er gab einige Runden aus, sprach mit den Leuten und war akzeptiert.«

»Das hatte er wahrscheinlich auch gewollt.« Will schloß die Fahrertür auf und entriegelte die an der Beifahrerseite von innen, so daß Markus Geißler einsteigen konnte.

Sie hatte pechschwarzes Haar und lächelte den Männern entgegen. Will schätzte sie auf dreißig Jahre.

»Grüß dich, Markus. Willst du zu Klaus?«

»Ja.« Der Polizist stellte Will Mallmann vor.

Das Gesicht der Frau nahm einen bedauernden Ausdruck an. »Oh, das tut mir leid. Klaus ist nicht da. Er mußte nach Zwiesel. Dort ist der Forstrat erschienen. Es geht um die Umweltverschmutzung. Kann länger dauern.«

»Mit welchem Wagen ist er gefahren?«

»Er nahm den Golf.«

»Also steht der Jeep noch hier?«

»Klar, im Schuppen.«

»Den wollte sich der Kollege nämlich ausleihen.« Frau Neubecker wunderte sich.

»Wofür?«

»Ich muß hoch zur Hütte des...«

»Sie meinen Bachara?«

»Genau.«

»Hat er etwas ausgefressen?« erkundigte sich die Frau.

»Nein, nein, das nicht. Es geht da um eine Zeugenaussage wegen einer Sache, die schon lange zurückliegt.«

»Meinetwegen können Sie den Wagen nehmen, er gehört uns ja doch nicht. Aber geben Sie acht. An manchen Stellen ist der Weg ziemlich steil.«

»Danke für den Ratschlag«, sagte Will. Er schaute sich um, weil er den Jeep suchte.

Markus Geißler bemerkte die Verlegenheit des Kommissars und sagte:

»Warten Sie, ich begleite sie.«

Die beiden Männer gingen an der rechten Seite des Hauses vorbei und sahen einen zweiten Bau. Es war mehr ein Stall und auch

unterteilt. Zwei Katzen huschten fast über Wills Füße, verschwanden in der einen Hälfte des Stalls und verkrochen sich dort im Heu.

Die Schnauze des Jeeps schaute die beiden Männer an. Den Wagenschlüssel hatte Geißler an sich genommen. Er warf ihn zweimal in die Luft, nahm auf dem Fahrersitz Platz und startete. Neben dem Kommissar bremste er ab, so daß die beiden die Plätze wechseln konnten. Geißler haute auf die Motorhaube.

»Jetzt wünsche ich Ihnen viel Erfolg, mein Lieber. Und geben sie acht.«

»Keine Bange, Unkraut vergeht nicht.« Will probierte die Gänge durch. Er bezeichnete sich als einen alten Autofan und war sicher, mit dem Fahrzeug schnell zurechtzukommen.

Dann startete er.

Den genauen Weg hatte ihm Markus Geißler erklärt. Auf diesen Bachara war der Kommissar wirklich gespannt und auch auf die lebende Figur, die angeblich durch den Wald streifen sollte...

Ricardo Bacharas Augen leuchteten wie im Fieber. Der Mann war von seiner Arbeit besessen. Er hatte die Tageszeit vergessen. Es spielte keine Rolle mehr, ob es Tag oder Nacht war. Hell und Dunkel waren für ihn uninteressant geworden, nur seine Arbeit zählte, und die nahm allmählich Formen an.

Ricardo wollte echte Meisterwerke vollbringen. Dieser Mann und auch die Frau sollten all das in den Schatten stellen, was er bisher geschaffen hatte. Da zählte keine Zeit mehr, denn dem Genie schlägt keine Stunde. Er bezeichnete sich als Genie, denn was er da schuf, war schon ungeheuerlich.

Nur einmal noch war er gestört worden. Während des Morgengrauens, als der Teufel kam, das Werk des Mannes begutachtete und die beiden Holzstücke an sich nahm.

Er war gegangen und erst eine halbe Stunde später zurückgekehrt.

Die Holzstücke sahen völlig normal aus, aber Ricardo Bachara wußte genau, daß der Teufel sie manipuliert hatte und diese jetzt unter seiner Kontrolle standen. Wie auch die Menschen.

Ricardo machte weiter. Seine Finger, die das Messer hielten, bewegten sich, als würden sie von unsichtbaren Fäden geführt. Er befand sich in seinem Element. Niemand würde ihm in seine Arbeit hineinreden, und er nickte zufrieden, als er die Rohform seiner Figuren sah. Die Körper waren schon zu erkennen.

Ein wenig eckiger und härter der des Mannes. Weicher und fließender der Körper der Frau.

Arme und Beine hatte er ebenfalls schon herausgeschnitzt. Die Köpfe, die Hälse und die Schultern auch. Jetzt begannen die Feinarbeiten, und die nahmen am meisten Zeit in Anspruch, denn Bachara wollte alles möglichst perfekt machen.

Er wechselte die Messer. Bevor er sich an die Arbeit begab, massierte er seine Finger.

Dabei ging er der Reihe nach vor, bis er sämtliche zehn Finger durchhatte. Dann machte er weiter.

Besessen von seiner Arbeit und dem Fluch des Teufels...

Irgend jemand hat den Bayerischen Wald mal als einen europäischen Urwald bezeichnet, ähnlich wie den Böhmerwald. Daran mußte ich denken, als wir uns verfahren hatten.

»Mit Mallmann wäre uns das nicht passiert«, bemerkte Suko und grinste mich schadenfroh an.

Wahrscheinlich nicht, aber es war nun mal nicht zu ändern. Irgendwo zwischen bewaldeten und von der Sonne betupften Hügeln hielten wir an, und ich holte die Karte hervor.

Es war sowieso eine Fahrt gewesen, die ich nie vergessen würde. Suko und ich waren nicht allein. Jane Collins begleitete uns, sie hockte im Fond. Und sie im Nacken zu wissen, bereitete mir auf

gewisse Art und Weise Unbehagen. Ein Außenstehender hätte uns drei als völlig harmlos angesehen. Zwei von uns waren es im Prinzip auch. Daß Jane eine Hexe war, fiel nicht weiter auf. Niemand sah es ihr am Gesicht an.

Durch Bodenmais waren wir schon gefahren. Dann hatte ich eine Abzweigung verpaßt, und wir waren in unserem Leihford tief in die Region des Bayerischen Waldes hineingeraten.

In dieser Gegend sagten sich Fuchs und Hase eine gute Nacht. Unser eigentliches Ziel lag zwischen Zwiesel und Bayerisch Eisenstein. Das wußten wir von Jane Collins, denn sie hatte es, wie sie uns glaubhaft versicherte, aus dem Würfel gelesen. Nach dem Studium der Karte schlug ich zwei Möglichkeiten vor.

»Wir können zurückfahren oder auf schmaleren Wegen weiter. Dann kommen wir auch zum Ziel.«

»Bist du sicher?« fragte Suko.

»Ja.«

»Fahr weiter, John!« meldete sich Jane aus dem Fond. »Ich traue dem Braten nicht mehr.«

»Du meinst Asmodis?«

»Ihm auch nicht.«

Ich drehte mich um. »Was ist noch?« Unsere Blicke trafen sich. In ihren Augen sah ich das seltsam grüne Leuchten. Ein Zeichen, daß sie etwas spürte.

»Jemand versucht, nach uns zu tasten«, erklärte sie.

»Asmodis?«

»Möglich...«

»Woran merkst du es?«

»Es ist das Blut der Hexe!« hauchte Jane. »Der Satan versucht, Gewalt darüber zu bekommen.« Sie schüttelte den Kopf. »Er wird es nicht schaffen. Nein, er schafft es nicht.«

Ich warf Jane noch einen letzten Blick zu, bevor ich mich wieder

umdrehte und startete.

Es war sowieso eine blöde Situation. Da kurvten wir mit der Person durch die Gegend, die uns in den letzten Monaten und auch beiden Jahren hatte vernichten wollen.

Immer wieder hatte ich mich gefragt, ob ich mit einer Mörderin zusammenarbeitete, denn ich dachte noch sehr oft an die blutigen Taten des lächelnden Henkers, hinter dessen Maske letztendlich Jane Collins gelauert hatte.[\[1\]](#)

Wir rollten wieder an. Die Richtung war schon gut, nur würden wir uns dem Ziel nicht auf direktem Wege nähern, sondern von der Seite her. Durch eine herrliche Gegend rollten wir. Manchmal wurde die Straße sehr eng. Die Berghänge traten sehr dicht an die Fahrbahn heran, so daß es dunkel wie am Abend wurde.

Manchmal erreichten wir kleine Ebenen, fuhren hinein in andere Täler, sahen kleine Seen, Teiche, Wasserfälle, Hütten und entdeckten ein Hinweisschild, das auf die Arbersee-Hütte hinwies.

»Da müssen wir nicht hoch«, sagte Jane.

»Weiß ich selbst.«

Wir rollten tiefer in die Wildnis hinein und näherten uns immer mehr dem Ziel, wie Jane verkündete. »Woher weißt du das denn?« fragte Suko.

»Das spüre ich.«

»Dann spür mal weiter.«

Ich kümmerte mich nicht um die Unterhaltung der beiden, sondern fuhr. Es war bereits hoher Nachmittag, wir hatten uns mehr verspätet, als es überhaupt vorgesehen war.

Sehr oft spiegelte sich das Grün der Bäume in der gebogenen Frontscheibe des Fords. Manchmal fielen auch Sonnenstrahlen dagegen und blendeten mich ein wenig.

Ein ständiger Wechsel von Hell und Dunkel hielt uns umfängen, und das würde sich auch so leicht nicht ändern.

Wieder wurde die Straße schmaler. Ein Zeichen dafür, daß wir in ein enges Tal oder sogar in eine Schlucht einfuhren. Bei diesen Anfahrten mußte ich vom Gas.

Ich wollte meinen Fuß heben und auf die Bremse tippen, das klappte auf einmal nicht mehr. Im Nu war die Panik da.

»Runter mit der Geschwindigkeit«, warnte auch Suko, der genau aufgepaßt hatte.

»Können vor Lachen!« ächzte ich.

Suko warf mir einen Blick zu. Das bemerkte ich noch. Dann traf mich sein Hieb. Er schleuderte mich zur Seite. Ich fiel gegen die Innenverkleidung der Fahrertür, und Suko griff von der rechten Seite an mir vorbei. Meine Beine waren von den Pedalen gerutscht. Während mir der Inspektor ins Steuer faßte, das Lenkrad hart umklammerte und versuchte, den noch immer fahrenden Wagen voll unter seine Kontrolle zu bekommen, damit wir nicht gegen irgendeinen Baum krachten. Bange Sekunden standen uns bevor. Die Situation stand wirklich auf des Messers Schneide. Suko mußte höllisch achtgeben, damit er es auch schaffte. Ich war nicht mehr fähig und spürte nur noch den Druck seines Körpers auf mir.

Die Reifen wimmerten wie ein schlechter Sänger in der Hitparade. Der Ford begann zu schlingern, als würde er einen Tanz nach dem Taktstock eines unsichtbaren Dirigenten aufführen.

Einmal kamen die Baumstämme verdammt nahe an die Kühlerschnauze heran. Suko begann zu fluchen. Er wirbelte das Lenkrad herum und schaffte es noch soeben, den Wagen wieder auf die Fahrbahn zu drücken, obwohl die Reifen schon die weichen Stellen daneben berührt hatten.

Geschafft, wir standen.

Schräg zwar, aber das spielte keine Rolle. Auch der Motor brummte nicht mehr. Es war abgewürgt worden.

Suko atmete erleichtert aus. Einige Sekunden der Ruhe gönnten wir

uns. Diese plötzliche Aufregung war wie ein Blitzschlag über uns gekommen, und niemand konnte sie sich so recht erklären.

Ich hing noch immer in dieser verdammten Lage und hörte mich schwer atmen. Wie es Jane im Fond ergangen war, wußten wir nicht, wir hatten andere Sorgen.

»John, verdammt, was war los?« Suko beugte sich vor. Ich sah über mir sein besorgtes Gesicht.

»Weiß ich nicht.«

»Aber du mußt doch...«

»Ich konnte plötzlich mein rechtes Bein nicht mehr bewegen. Das war schwer wie... wie...«

»Blei...«

»Nein, Holz!«

Die Antwort hatte Jane Collins gegeben, und sie hatte, verdammt noch mal, den Nagel auf den Kopf getroffen.

Suko drehte sich um. »Wie kannst du so etwas behaupten? Hast du denn was gespürt?«

»Ja, an meinem linken Bein. Es ist steif.«

Der Inspektor drehte sich wieder und schaute über die Lehne des Beifahrersitzes. Jane trug eine Leinenhose. Der Stoff schimmerte dunkelgrün, ebenso wie ihre Jacke. Das linke Bein hatte sie hochgelegt, das Gesicht war verzerrt.

»Zieh es mal an den Körper!« forderte Suko.

»Das geht nicht.«

»Mach schon.«

Jane Collins begann zu lachen. Sie hob einen Arm, winkelte einen Finger an und klopfte in Oberschenkelhöhe gegen ihr Bein. Sukos Ohren erreichte dabei ein pochendes, dumpf klingendes Geräusch. Jane Collins hatte nicht auf ein normales Bein geklopft, sondern auf Holz...

In den nächsten Sekunden hatte Suko nichts mehr zu sagen. Er hockte schweigend auf dem Beifahrersitz und mußte sich das durch den Kopf gehen lassen und auch verarbeiten, was er soeben erlebt hatte. Ich meldete mich. »Verdammt, Alter, du kannst es auch bei mir versuchen. Klopf mal.«

Suko zuckte herum. »Nein, John, nicht du auch.«

»Und ob.« Mein Lachen klang unecht. »Hast du vergessen, daß es Asmodis auf mich abgesehen hat und auf Jane.«

Mein Freund war blaß geworden. Seine Sinnesorgane wirkten wie aus Stein gemeißelt. Er sah mir in die Augen und erkannte an meinem Blick, daß ich keine Scherze machte.

Als er seinen Zeigefinger krümmte, sah dies aus, als würde sich ein Wurm biegen. Dann klopfte er.

Suko hatte dabei die Augen geschlossen, ich hielt sie offen und sah in sein Gesicht. Der Ton schnitt nicht nur mir durch Mark und Bein, er ging auch Suko unter die Haut. Für einen Moment blieb er sitzen, dann packte er mein Hosenbein und schob es in die Höhe. Wieder klopfte er. Abermals hörte es sich an, als hätte er gegen das Holz einer dicken Tür gepocht.

»Nichts zu machen, Alter«, sagte ich.

»Dein Bein, John, die Haut...«

»Ist sie noch da?« fragte ich mit zitternder Stimme.

»Ich... ich fühle sie nicht mehr. Das ist Holz. Die Adern, sie müssen geschlossen sein, du wirst so kaum überleben können.«

»Magie macht alles möglich«, flüsterte ich und schüttelte den Kopf, weil ich einfach nicht wahrhaben wollte, was da mit mir geschehen war. Dennoch gab es keinen Zweifel. Ich war dabei, zu verholzen. Und Jane Collins ebenfalls.

Suko klopfte das Bein ab. Ich sah ihm an, was er dabei fühlte. Es mußte für ihn ebenfalls die Hölle sein. Als er meinen rechten Oberschenkel erreichte, spürte ich seine Finger.

»Hier hört es auf«, sagte ich.

»Wirklich?«

»Ja, faß selbst nach.«

Suko kniff in mein Fleisch. »Was aber nicht heißen soll, daß der Vorgang für immer gestoppt ist.«

»Das glaube ich auch nicht.«

»Und wie kannst du dich schützen?«

Ich lachte auf. »Wohl kaum.«

»Was ist mit deinem Kreuz?«

Da hatte mich Suko auf eine Idee gebracht.

In all der Panik hatte ich selbst nicht mehr daran gedacht, öffnete mein Hemd, wobei mir Suko wenig später half, die Kette an der das Kreuz hing, über den Kopf zu streifen.

»Mach du es!« flüsterte ich, während sich Jane vorbeugte und durch die Lücke zwischen den beiden Vordersitzen schaute. Ich konnte einen Teil ihres Gesichts erkennen. Es war schrecklich verzerrt. Ob es nun an dem Anblick des Kreuzes lag oder daran, daß ihr Bein ebenfalls verholzt war, wußte ich nicht zu sagen.

Suko hielt das Kreuz noch immer fest. Er schien sich nicht so recht zu trauen.

»Mach schon«, sagte ich bewußt forsch.

Er senkte seinen Arm.

Das Kreuz näherte sich meinem Bein, es bekam Kontakt, ich hielt den Atem an, schaute zu, sah es liegen und er geschah — nichts. Überhaupt keine Reaktion.

Vor Enttäuschung stöhnte ich auf. Tränen der Wut schossen in mir hoch. Sie erreichten die Augen nicht, weil ich sie soeben noch zurückhalten konnte, dennoch war mir anzumerken, was in meinem Innern vorging, und Suko sagte: »Das war nur ein Versuch, Alter. Wir werden weitere Möglichkeiten finden.«

»Welche?«

»Wir könnten es zum Beispiel aktivieren. Rufe du deine Formel, danach werden wir sehen, ob...«

Die Idee war gut. Wenn ich die Kraft meines Kreuzes aus dem Schlummer hervorriß, konnte das nur von Vorteil sein. Bisher hatte Jane Collins unsere Bemühungen durch Schweigen verfolgt. Kaum hatte Suko von der Aktivierung des Kreuzes gesprochen, wurde sie plötzlich wach. So weit es ging, richtete sie sich auf. Sie schlug ihre Hand um die Rückenlehne, und wir sahen das Grün der Fingernägel, die wie breite Perlen auf dem hellen Polster lagen.

»Nein, das wird er nicht tun.«

»Was sollte ihn daran hindern?«

»Ich will es nicht!« kreischte Jane.

»Du hast Angst, wie?« höhnte Suko.

»Ja, das habe ich. Warum sollte ich es nicht zugeben? Wenn ihr das Kreuz aktiviert, werde ich mir den Würfel vornehmen. Und er hat verdammt viele Möglichkeiten, das schwöre ich euch. Ihr könnt wählen. Entweder arbeiten wir zusammen und machen normal weiter, oder ihr fangt mit eurem weißmagischen Kram weiter.«

Daß die letzten Sätze gesprochen worden waren, empfanden wir als positiv. Suko und ich schauten uns an. Suko hatte zuvor einen Blick über die Lehne in den Fond geworfen und gesehen, daß Jane Collins den Würfel mit beiden Händen festhielt. »Sie meint es ernst, John«, erklärte mein Partner.

»Und wie!« fügte die ehemalige Hexe noch hinzu.

Es war schwer, eine Entscheidung zu treffen. Das wußte nicht nur ich. Der Satan hatte es auf Jane und mich abgesehen. Er konnte einen Teilerfolg verbuchen. Mein rechtes Bein wollte mir nicht mehr gehorchen, bei Jane war es das linke. Hatte es da überhaupt Sinn, weiter gegen ihn zu kämpfen?

Jane Collins fuhr in ihrer Rede fort. »Und denk immer daran, daß ich es gewesen bin, die euch auf die Spur gebracht hat. Durch den

Würfel habe ich von den Aktivitäten des Teufels erfahren und dich gewarnt, John. Willst du mir so danken?«

»Das letzte Wort habe ich überhört«, erklärte ich ihr. »Okay, wenn dein Würfel so gut ist, dann versuche es noch einmal. Schau hinein und sage uns, was er dir zeigt. Er gehorcht dir schließlich. Oder hast du uns angelogen?«

»Nein.«

»Dann bitte.«

»Laß uns erst weiterfahren.«

»Wieso?«

»Wir haben es nicht mehr weit bis zu unserem Ziel.«

»Das hätte ich dir auch sagen können«, meinte Suko.

»Aber ich spüre, daß wir in der Nähe sind. Ich bin da sensibler als ihr. Der Teufel breitet seine Aura aus. Ich merke sie auf meiner Haut. Es ist wie...«

»Okay, ich fahre«, sagte Suko und öffnete die Tür. Er ging um den Wagen herum, zog die Fahrertür auf und schob mich auf den Beifahrersitz. Es war nicht so einfach, da ich ein Bein steif halten mußte. Schließlich saß ich dort, hatte mich schräg hingelehnt und drückte meinen Rücken gegen die Innenverkleidung. So ging es mir ein wenig besser.

»Sitzt du bequem?« fragte Suko und grinste ein wenig sarkastisch.

»Einigermaßen.«

Er startete. Dabei drehte er sich noch um. »Wenn du den Weg weißt, Jane, weshalb sagst du ihn dann nicht? Du kannst uns führen.«

»Fahr endlich, sonst kommen wir noch in die Nacht hinein!«

»Ist das nichts für dich?«

Sie gab keine Antwort mehr. Suko sorgte dafür, daß sich der Wagen in Bewegung setzte.

Der Weg stieg an. Zu beiden Seiten wurde der Wald noch dichter. Nur mühsam drang das Sonnenlicht durch den Wirrwarr aus Laub

und Zweigen.

Manchmal hörten wir ein fernes Rauschen. Ich tippte auf einen Wasserfall.

Von der Umgebung bekam ich nicht viel mit. Ich dachte an mein Bein und fragte mich, ob der Satan diese magische Behinderung fortsetzen würde.

Rechnen mußte ich damit, wobei ich mir ferner die Frage stellte, wie es zu dieser Lähmung hatte kommen können. Ein Motiv oder einen Grund sah ich nicht, sosehr ich auch darüber nachgrübelte. Der Teufel mußte irgendeinen Trick erfunden haben, um uns beide erwischen zu können. Nur gut, daß wir Suko mitgenommen hatten.

Weshalb konnte er sich normal bewegen? Ob sich der Teufel ihn bis zum Schluß aufheben wollte?

Nein, das konnte ich nicht glauben. Ich kannte Asmodis. Er hatte zwar ein Faible für große Auftritte und kam sich vor wie ein Bühnenmatador, aber wenn er eine Chance sah, seine Feinde auf einmal zu packen, schlug er auch zu.

Suko beobachtete mich besorgt. Er sah auch, daß ich meine Arme bewegte. Ich winkelte sie an, streckte sie aus, und auch die Hände schloß oder öffnete ich.

Da reagierte alles normal.

Im Fond redete Jane. Manchmal stieß sie eine Verwünschung aus. Früher hatten sie mir oder Suko gegolten. Bei dieser Fahrt schimpfte sie auf den Teufel.

Sie haßte ihn.

Wir ebenfalls. Asmodis hatte sehr oft versucht, uns das Leben schwerzumachen. Und ebensooft war es uns gelungen, ihn abzuwehren. Schaffen wir es auch diesmal?

Ich hörte Jane stöhnen. Da Suko fuhr und sich auf die Straße konzentrieren mußte, fragte ich sie: »Was hast du?«

»Mein rechter Fuß...«, sie pfiß die Worte fast. »Verdammt, die

Zehen, ich kann sie nicht mehr bewegen.«

Als sie das sagte, lief es mir kalt den Rücken hinab. Auch ich konzentrierte mich jetzt auf das normal funktionierende linke Bein. Ich winkelte es an, streckte es wieder aus und bewegte auch die Zehen. Das klappte.

Grund zum Jubeln hatte ich nicht, denn ich glaubte fest daran, daß Jane und ich die Schicksalsschläge parallel erlitten. Es dauerte auch nicht lange, als ich zutiefst erschrak.

Mein Fuß war steif!

Nichts hatte diese Tatsache zuvor angekündigt. Auf einmal war es geschehen. Ich versuchte mit aller mir zu Verfügung stehender Kraft die Zehen zu krümmen, das gelang nicht. Sie schienen in einer Stahlfalle zu stecken, die meine Zehen gerade hielt.

Suko bemerkte, daß mit mir etwas nicht stimmte. Er hatte mein angespanntes Gesicht gesehen. »Was ist denn?«

»Mir ergeht es wie Jane!«

»Kannst du dein Bein...?«

»Ja, es ist bei mir das linke. Er versucht es jetzt mit aller Macht.« Ich drückte mich hoch und stemmte beide Beine in die Höhle unter dem Handschuhfach.

Nicht allein die Tatsache der Lähmung machte mich fertig. Es war auch das Wissen darüber, wie so etwas hatte geschehen können. Ich hatte mich nicht wehren können. Dieser schleichende Horror war gekommen und hatte zugeschlagen.

Mein Herzschlag raste. Und gerade dieser Schlag machte mich so nervös. Noch schlug das Herz, aber die Lähmung oder Verholzung würde höherwandern und irgendwann mein Herz erreichen. Der Gedanke daran bereitete mir eine furchtbare Angst. Sie trieb mir den Schweiß aus sämtlichen Poren, und Suko beobachtete mich besorgt von der Seite her.

»Wie weit ist es?« fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Es wird verdammt schwer sein. Ich glaube kaum, daß ich davon loskomme.«

»Dann werden wir doch das Kreuz aktivieren müssen«, sagte mein Partner.

Jane hatte die Worte verstanden. »Nein!« keifte sie aus dem Fond. »Nichts wird aktiviert.«

Suko reagierte auf seine Art und Weise. Rechts der Straße gab es oftmals kleine Buchten, in die ein Wagen hineingelenkt werden konnte. Suko sah eine der Buchten, steuerte den Leihford hinein und stellte den Motor ab. Dann öffnete er die Tür.

Ein sattes Rauschen drang an unsere Ohren. Es mußte von einem Wasserfall stammen, der nicht weit entfernt aus den Felsen schäumte. Wenn ich in einem bestimmten Winkel durch die Lücken zwischen die Baustämme schaute, konnte ich das helle, sprudelnde, gischende Band sehen, das aus der Höhe nach unten schoß.

»Du kannst aussteigen, Jane!«

»Ich denke nicht daran.«

Suko öffnete die zweite Tür. Es war die an der linken, hinteren Seite. Der Inspektor schob seinen Kopf in den Wagen. Kalt schaute er die ehemalige Detektivin an.

Sie lag im Fond. Ein Bein hatte sie auf den Sitz gelegt, das andere berührte noch mit der Hacke den Boden. Den Würfel hielt sie zwischen den Händen.

»Du kannst wählen, Jane. Entweder steigst du aus und ich kippe dich den Hang hinunter, oder du läßt es zu, daß John sein Kreuz aktiviert. Was ist dir lieber?«

»Keines von beiden!«

»Das interessiert uns nicht. Los, wähle!«

Suko hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als sich Janes Mund zu einem bösen Lächeln verzog. »Gut!« zischte sie, »gut. Du hast es nicht anders gewollt. Dann wirst du auch die Folgen tragen

müssen. Ich bin schneller als John.«

Was sie damit meinte, lag auf der Hand. Jane Collins spielte die Kraft des Würfels aus...

Die Frau des Försters hatte nicht gelogen. Der Weg wurde wirklich an manchen Stellen so steil, daß Will Mallmann das Gefühl haben konnte, mitsamt seinem Fahrzeug hintenüberzukippen.

Zudem war der Weg mehr ein Pfad und dementsprechend eng. Wie Peitschen schlugen die Zweige der Bäume vor die Karosserie. Manchmal kratzten auch Äste über das Blech, als wollten sie mit aller Kraft versuchen, den einsamen Fahrer aufzuhalten. Will ließ sich nicht beirren. Verbissen hielt er das Lenkrad fest und spielte mit den Gängen. Oft genug schaukelten die Reifen über aus dem Boden wachsende breite Wurzeln, die wie verkrüppelte Hände eines Riesen aussahen.

Manchmal schlossen sich auch die Zweige über dem Kommissar zu einem grünen Tunnel.

Da es geregnet hatte und sich die Feuchtigkeit im Wald länger hielt als auf freien Strecken, war der Untergrund noch dementsprechend naß und manchmal auch rutschig.

Mit eiserner Energie und auch mit Können überwand der Kommissar alle Hindernisse, erreichte die Höhe und stellte fest, daß der Weg nach einer Kurve besser wurde.

Zwar gab es noch immer zahlreiche Hindernisse, aber die Breite hatte sich verändert.

Der Wagen rollte nun besser. Auch die Steigung hatte nachgelassen. Fast eben führte der Pfad weiter und tiefer in das grüne Dämmerlicht des Waldes.

Schon einige Zeit zuvor hatte der Kommissar das Rauschen gehört. Und er erinnerte sich an die Worte des Jungen, der von einem Wasserfall berichtet hatte. Dort hatte er diese seltsame Figur

gesehen, und Will Mallmann wollte ebenfalls nachschauen.

Noch nahm ihm der dichte Wald die Sicht auf den Wasserfall. Das änderte sich nach der nächsten Kurve.

Es war zwar kein Tal, das sich vor ihm öffnete, dennoch bekam er einen grandiosen Anblick geboten.

Der Weg führte auf eine schmale Holzbrücke zu. Rechts von ihr und hoch darüber schoß wie eine lange, breite Zunge der gischende Strahl des Wasserfalls.

Mit fast urwelthaftem Gebrüll donnerte er in die Tiefe. Seine Massen wurden von spitzen aus dem Schaum und der Gischt ragenden Felsköpfen gebrochen, bevor sie in einen brodelnden, schäumenden See verschwanden, der zu kochen schien. Die Kraft des Wassers fand überall einen Ausweg. In diesem Fall hatte sie sich ihren Weg in die Landschaft gegraben und ein Flußbett geschaffen, durch das die schaumigen Massen in Richtung Tal drängten und dabei wie flinke Geister über die im Flußbett liegenden Steine huschten. Ein herrliches Bild, das mußte auch Will Mallmann zugeben, als er die Brücke ansteuerte.

Er wußte nicht, wieviel sie aushielt, hoffte aber, daß sie unter dem Gewicht des Jeeps nicht zusammenbrach.

Sehr vorsichtig lenkte Will den Wagen auf die Brücke zu. Mit den Vorderrädern berührte er die Bohlen zuerst. Sie waren feucht und sahen aus, als wären sie mit Seife beschmiert worden. Das breite Reifenprofil hatte Mühe, den richtigen Halt zu finden. Will lenkte sehr behutsam, als er den Wagen über die gerundeten Köpfe der Holzbohlen fuhr. Er schaffte es.

Zwar schwitzte er ein wenig, gleichzeitig konnte er aufatmen, als die Brücke hinter ihm lag. Da der Weg breit genug war, bevor er wieder in den dichten Wald eintauchte, fand der Komissar auch eine Stelle, wo er den Jeep abstellen konnte.

Als er ausstieg, merkte er, daß seine Knie zitterten. Die Fahrt

hierher war kein Kinderspiel gewesen.

Er schaute sich um.

Hier also hatte der Junge die seltsame Figur gesehen. Wahrscheinlich war es auch nicht mehr weit bis zur Hütte des Ricardo Bachara. Entdecken konnte er sie allerdings nicht. Dafür erlebte er ein kleines Naturwunder. Will Mallmann war ein Naturfreund, und er erfreute sich so sehr an dem Bild, daß er seine Sorgen vergaß.

Die Sonne war schon tiefer gesunken. Fast waagrecht schickte sie ihre Strahlen durch die Lücken im tiefen Grün des Waldes. Helle Tupfer und ein goldener Schein zauberten eine Mischung aus fahlem Weiß und einem satten Grün.

Die lange Gischt des Wasserfalls wurde ebenfalls von den Sonnenstrahlen getroffen. Milliarden kleiner Tropfen brachen das Licht in seine Spektralfarben, so daß auf halber Höhe des Wasserfalls ein wunderbarer Regenbogen in der Luft stand.

Ein Bild für Genießer.

Auch der Kommissar zeigte sich beeindruckt. Er konnte sich vorstellen, daß dieser Wasserfall das Ziel zahlreicher Spaziergänger war. Aber Will war nicht nur gekommen, um ein grandioses Naturschauspiel zu beobachten, er hatte reale Gründe. Über das Holzgeländer der Brücke lehnte er sich, spürte die vom Wind weggetragene Gischt auf seiner Haut, und schaute in die Tiefe. Konnte man dort unten entlanggehen? Nein, die Kraft des Wassers war zu groß. Sie riß einem Menschen die Füße weg und schleuderte ihn in den kleinen Fluß, wenn er es versuchte. Aber am Rand des Wasserfalles konnte man sich vorbewegen. Und dort hatte der Junge wohl die seltsame Figur entdeckt. Einen hölzernen Menschen.

Will hob die Schultern. Er wollte es kaum glauben, aber er entschloß sich einmal nachzuschauen. Möglicherweise fand er noch einige Spuren, die die Aussage des Jungen bekräftigten.

Also suchte er nach einem Abstieg, der möglichst bequem war und die Gefahr eines Ausrutschens verminderte.

Will Mallmann hatte die Brücke verlassen. Er bewegte sich am Rand der Wasserfallschlucht entlang und glaubte, einen Pfad zu sehen, der in Kehren nach unten führte. Er war auch nicht so steil, als daß er ihn nicht hätte begehen können.

Mallmann machte sich an den Abstieg.

Er sah den Untergrund feucht glänzen. Die Bäume wuchsen schief am Hang. Ihr Wurzelwerk hatte sich in den Fels gekrallt, als wollte es für alle Ewigkeiten dort bleiben. Der Sprüh vom Wasserfall wehte ihm entgegen und hatte eine nasse Schicht auf das Laub gelegt, die wohl niemals trocknete.

Will Mallmann trug zum Glück festes Schuhwerk mit einer geriffelten Gummisohle, so daß er, wenn er die Strecke schräg hinabschritt, auch den nötigen Halt fand. Wenn es allzu schlimm wurde, konnte er sich noch immer an einem Baumstamm abstützen.

Und so ging er weiter. Sehr vorsichtig, manchmal regelrecht behutsam, und er schaute sich auch immer um, ob nicht aus dem Dunkel des Waldes die Gestalt erschien, von der der Junge gesprochen hatte. Je tiefer er kam, um so feuchter und auch weicher wurde der Boden. Vom letzten Herbst lagen noch Blätter auf dem Grund. Auch sie bildeten Rutschfallen.

Will hatte sich so an das Rauschen des Wasserfalles gewöhnt, daß er alle anderen Geräusche überhören mußte.

Er konnte sich nur auf seine Augen verlassen. Das war auch schlecht, denn die Bäume standen zu dicht. Es gab einfach zu viele Deckungsmöglichkeiten für jemand, der sich heranschleichen wollte und damit ein ideales Gelände vorfand.

Wie Harald West!

Schon seit einiger Zeit hatte er den einsamen Mann beobachtet. West wußte genau, daß jemand, wenn er die Hütte seines Herrn und

Meisters erreichen wollte, nur diesen einen Weg nehmen konnte. Und hier lauerte er auch.

Er hatte nahe der Brücke seinen Platz gefunden. Durch die dunkle Kleidung war er noch schlechter zu sehen. Er verschwand gewissermaßen im grünen Licht des Waldes.

Und er hatte Zeit.

Während Will Mallmann mit der Tücke des Objekts kämpfen mußte, ließ der veränderte West sein Opfer nicht aus den Augen. Instinktiv hatte er erfaßt, daß dieser Mensch nicht nur seinem Herrn und Meister gefährlich werden konnte, sondern auch ihm.

Ricardo durfte bei seiner wichtigen Arbeit nicht gestört werden. Und dafür wollte West sorgen.

Er dachte nur noch über den Weg nach, wie er diesem Problem abhelfen konnte. Leider war er ein wenig spät eingetroffen, sonst hätte er den Mann schon aus dem Wagen geholt.

Der Wagen!

Genau er war es!

Ein Mensch hätte vielleicht gelacht, sich gefreut, oder gegrinst. Über das hölzerne Gesicht zuckte nichts von dem. Harald West konnte keine Gefühle zeigen, er war kein Mensch mehr, aber er konnte dennoch denken. Mit einer Hand tastete er nach dem Beil. Seine Finger waren leicht gekrümmt, eine halbe Faust bildeten sie. Es würde ihm keine Mühe bereiten, die Waffe hervorzuholen und sie zu schleudern. Leider war die Entfernung zwischen ihm und dem Mann zu groß. Das Beil würde unterwegs »verhungern«.

Der andere hatte ihn noch nicht gesehen. Er kletterte zum Wasserfall hinunter. Da suchte er genau an der falschen Stelle. Sollte er dem ersten Anschlag entgehen, würde Harald West selbst kommen, das hatte er sich fest vorgenommen.

Er ging immer ein wenig langsamer als ein normaler Mensch. Die Geschmeidigkeit fehlte ihm einfach. Dafür glich er dieses Manko

durch eine unerhörte Zielstrebigkeit aus.

Die brachte ihn an den Wagen.

Als Mensch hatte er nicht die Kräfte besessen, wie sie jetzt in ihm wohnten. Immer in Deckung bleibend, erreichte er den Jeep und duckte sich dahinter.

Einige Sekunden wartete er ab, bevor er sich mit eckig wirkenden Bewegungen wieder in die Höhe schraubte und über das dicht am Hang geparkte Fahrzeug hinwegblickte.

Er konnte nichts erkennen, der Sichtwinkel war einfach zu schlecht. Der andere mußte schon fast den Wasserfall erreicht haben, wenn er so weitergegangen war.

Harald West verließ die Deckung des Fahrzeugs. Er baute sich am Rand des Abgrunds auf und blickte in die Tiefe.

Der Mann war zu sehen. Er hatte den Hang fast hinter sich gelassen. Zwischen ihm und dem Wasser befanden sich nur mehr einige Bäume, die schräg wuchsen, weil sie sich zum Wasser und auch zum Licht hingezogen fühlten.

Er ahnte nichts!

Harald West zog sich wieder zurück, bis er an der Seite des Wagens stand, die dem Abhang abgewendet war. Dort bückte er sich und schob seine hölzernen Hände unter die Karosserie.

Jetzt galt es!

Er wuchtete den Wagen hoch.

Beim erstenmal schaffte er es nicht so recht, denn der Jeep war schwer und brachte ihm Widerstand entgegen. Der zweite Versuch gelang. Er kam sich vor wie ein Gewichtheber, und eine solche Haltung hatte er auch eingenommen. Der Jeep bewegte sich.

Plötzlich stand er nur mehr auf den Kanten seiner beiden zum Abhang hin stehenden Reifen. West hielt den Wagen weiter fest, er mußte noch ein wenig Druck geben, es gelang auch, und der Jeep bekam das Übergewicht.

Er kippte.

Im nächsten Moment prallte er mit dem Dach auf und begab sich, der schrägen Ebene folgend, auf den Weg nach unten.

Harald West richtete sich auf. Er wollte genau sehen, wie der Mann dort unten zermalmt wurde...

Die langen Gischtfontänen trieben auf den Kommissar zu und durchnäßten ihn. Hier, in direkter Nähe des Wasserfalles, hatte er das Gefühl, unter einer Dusche zu stehen. Mittlerweile gab es keinen trockenen Flecken mehr an seiner Kleidung.

Das alles kümmerte ihn nicht. Wichtig für ihn war die Entdeckung des Jungen.

Will stand auf verlorenem Posten, denn er hatte bisher von dieser Figur noch nichts gesehen.

Falls sie überhaupt vorhanden war, hielt sie sich versteckt, und das ärgerte den Kommissar ein wenig.

Das Rauschen des Wasserfalls übertönte nach wie vor jedes andere Geräusch. Mit einer kaum zu ermessenden Kraft jagten die Hüten in die Tiefe. Sie donnerten, wenn sie auf das Gestein trafen, schleuderten gewaltige Gischtfahnen in die Höhe, deren Ausläufer sich wie eine nie abreißende Dusche auf den Kommissar niedersenkten. Innerhalb des Wasserfalls würde der andere kaum verschwunden sein, und Will rechnete schon damit, den Weg umsonst gemacht zu haben. Er ging ein paar Schritte zur Seite drehte sich halb und schaute einen Teil des Hangs hoch, über den er nach unten geklettert war. Da sah er den Wagen!

Für einen Moment stand der Kommissar wie erstarrt auf dem Fleck. Er glaubte sich in einen Action-Film versetzt.

Der Jeep kam.

Ein massiges Ungeheuer aus Stahl, Glas und Gummi, das alles, was sich ihm in den Weg stellte, kurzerhand mitriß. Die mächtigen

Baumstämme konnten es ebensowenig aufhalten, wie das Unterholz. Manchmal hieb der Jeep gegen die Stämme. Dieser Krach war selbst im Rauschen des Wasserfalls zu hören, und der Wagen wurde auf halber Höhe zu einer »Billardkugel«. Er tickte von einer Seite zur anderen. Seine Kühlerschnauze war längst ein verbogener Haufen von Blech, das Dach schien von einem gewaltigen Hammer eingeschlagen worden zu sein, und auf seinem Weg riß der Wagen, Steine, Zweige, Äste und Blätter mit.

In breiter Front rollte es dem wartenden Kommissar entgegen, der unwillkürlich den Atem angehalten hatte.

Über die Steine konnte er hinwegspringen. In der Bewegung sah er, daß der Wagen wieder schräg gegen einen Baumstamm krachte und sich dabei zwei Reifen lösten.

Die konnten gefährlich werden.

Einer rutschte Will auf der flachen Seite entgegen. Der andere hatte es geschafft, sich aufzurichten, bekam Geschwindigkeit und wurde, wie der Zufall es wollte, auch nicht von einem Baustamm aufgehalten, so daß er wie ein böses Mordgerät auf den Kommissar zuhüpfte. Mit jedem Meter, den der Reifen zurücklegte, wurde er schneller, und einige Sprünge vergrößerten sich.

Will konnte nicht mehr stehenbleiben.

Er hatte den ersten Schrecken überwunden, sah den Reifen näher kommen, und auch den Jeep, der hinter ihm herrutschte, gefolgt von einer der beiden Türen, die der Wagen auf seiner unfreiwilligen Reise nach unten verloren hatte.

Es wurde Zeit.

Will Mallmann hatte auch den ersten Schock überwunden. Von ihm aus gesehen, wich er zur rechten Seite aus und hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, denn die Feuchtigkeit des Bodens wollte ihm den Fuß wegreißen.

Das Rad wurde noch schneller. Ein sich drehender Koloß, der

darauf lauerte, alles zermalmen zu können.

Will setzte zu einem Sprung an. Er knallte zu Boden, spürte scharfe Steine durch seine Kleidung dringen und sah den gewaltigen Schatten schräg vor sich.

Das Rad!

Die nächsten beiden Sekunden erschienen ihm viermal so lang, obwohl er Glück im Unglück hatte. Kurz bevor das Rad den Abhang hinter sich lassen konnte, stieß es noch gegen einen Felsen. Es wurde zwar nicht abgestoppt, aber es bekam noch einmal Schwung, der es nicht nur in die Höhe, sondern auch über den Kommissar hinwegkatapultierte. Wie ein Schatten rauschte es durch die Luft, tickte hinter Will schräg auf und wurde von der kochenden Flut des kleinen Sees aufgesaugt, als wäre das Wasser ein Magnet und das Rad ein metallener Gegenstand. Will lag auf dem Bauch. Er hatte die Hände schützend über seinen Kopf gelegt. Der Mund stand offen. Auf den Lippen spürte er Dreck und Feuchtigkeit, und ihm wurde bewußt, daß er der ersten großen Gefahr entkommen war. Nur konnte er sich nicht ausruhen, denn der Jeep folgte noch. Will schnellte hoch.

Die Baumstämme, gegen die der Wagen geschleudert war, hatten ihn stark gezeichnet, und Will bekam Angst, daß sich der Treibstoff entzünden konnte.

Einer Tür wich er aus, auch einigen anderen Teilen kleinere Steine tickten noch gegen ihn, dann endlich rutschte der völlig demolierte Jeep an ihm vorbei, kratzte über die blanken, nassen Steine am Ufer und verschwand in den Wassermassen.

Tief atmete der Kommissar durch.

Das hatte er geschafft. Er schaute den Resten noch nach, wie sie im Wasser gedreht und mitgeschleift wurden. So groß war die Kraft. Ein Mensch hätte ihr nichts entgegensetzen können.

Der Kommissar war Realist. Er hatte auch die Handbremse

angezogen. Von allein hätte sich der Wagen nicht bewegen können, und wenn, dann wäre er in eine andere Richtung gerollt.

Daß dem nicht so gewesen war, hatte einen Grund. Jemand mußte nachgeholfen haben.

Vielleicht der, den der Junge gesehen hatte? Diese geheimnisvolle lebende Figur?

Mallmann konnte sich keinen anderen vorstellen. Er dachte gleich weiter und folgerte, daß dieser Unbekannte ihn wahrscheinlich schon über längere Zeit beobachtet haben mußte.

Plötzlich spürte Will das unangenehme Ziehen im Nacken. Sein Gesicht nahm einen harten Zug an. Man konnte nicht direkt von Angst sprechen, aber das starke Gefühl des Unbehagens blieb nach wie vor. Will stand im nahen Uferwasser. Er hatte es kaum bemerkt und stellte dies erst fest, als er sich auf den Hang zubewegte. Ihn mußte er auch wieder hoch.

Er schaute hinauf. Der Blickwinkel war ungünstig. Bäume wehrten ihm die Sicht. Auf halber Strecke entdeckte er noch Wagentrümmer. An einem besonders starken Ast hing der Rahmen der Frontscheibe. Er war aufgespießt worden.

Seinen Gegner sah der Kommissar nicht. Dennoch glaubte er daran, daß sich der andere oben auf dem Weg versteckt hielt, denn von dort aus war auch der Jeep gerutscht.

Dem Kommissar blieb nichts anderes übrig, als die gleiche Strecke wieder in die Höhe zu klettern. Und er mußte sich beeilen, deshalb wollte er sich nicht auf dem schmalen Pfad halten, sondern in direkter Linie seinem Ziel zustreben.

Auf einigen aus dem Boden wachsenden Steinen fand der Kommissar seinen ersten Halt. Er breitete die Arme aus, umfaßte besonders starke Äste, zog sich daran weiter und ließ so die ersten Meter hinter sich. Der Untergrund war leider weich, auch feucht, so daß Will trotz der Hilfen große Mühen hatte.

Er kämpfte sich hoch.

Sein Mund stand offen. Der Atem wehte pfeifend hervor, die Augen waren zu Schlitzzen verengt, aber er gab nicht auf. Stück für Stück zog er sich weiter und ging hin und wieder, wenn er keine andere Möglichkeit sah, auf allen vieren.

Noch hatte sich der andere nicht gezeigt.

Das änderte sich blitzschnell und auch für Will Mallmann, der immer damit gerechnet hatte, überraschend.

Mallmann, der soeben aus seiner gebückten Haltung in die Höhe kam und sich an einem Ast festklammerte, sah ein Stück unterhalb des oben herlaufenden Wegs und schon auf dem Hang stehend, die starre Gestalt.

Der Kommissar erschrak.

Es war ein Mann, den er anschaute. Unbeweglich stand der vor ihm. Von einer Holzfigur, wie der Junge sie angeblich gesehen haben wollte, konnte er nichts erkennen. Nur war die Entfernung ziemlich groß, zudem blendeten die von der Seite her einfallenden Sonnenstrahlen, und Will sah etwas in der rechten Hand des Mannes blitzen, weil dort Metall von den Strahlen getroffen worden war. Eine Waffe?

Sicherlich. Nur konnte Will nicht erkennen, welche. Das änderte sich, als der andere in einer fast bedächtig wirkenden Bewegung den Arm hob, ihn wieder nach vorn fallen ließ und die Waffe schleuderte. Es war kein Messer, wie Will zuvor noch angenommen hatte, sondern ein Beil.

Hätte der Kommissar auf normalem und auch trockenem Boden gestanden, wäre es für ihn ein leichtes gewesen, dem gefährlichen Wurfgeschloß auszuweichen.

So aber hatte er seine Mühe.

Als er hinter einem Baumstamm Deckung nehmen wollte, rutschte er mit dem rechten Fuß weg. Dadurch wurde er auch kleiner. Das

war sein Glück. Das Beil, das eventuell seinen Schädel gespalten hätte, sauste nun dicht daran vorbei, nahm noch einige Haare mit und hieb mit einem dumpfen Laut in den Stamm.

Tief hackte es in die Rinde. Splitter flogen auf Wills Rücken. Als er nach oben schaute, erkannte er, wie tief die Schneide in den Stamm gefahren war, denn er sah das helle »Fleisch« des Baumes.

Den Treffer hätte er nicht überlebt.

In seiner fast spagatartigen Haltung blieb der Kommissar, schaute den Hang hoch und stellte fest, daß sich der andere in Bewegung gesetzt hatte.

Er kam wie ein Roboter vor, hatte auch gegen die Tücken des Geländes zu kämpfen, überwand sie jedoch mit einfachen Mitteln, denn er warf sich jeweils von einem Stamm gegen den anderen, wobei er in Kauf nahm, daß Zweige oder Äste in sein Gesicht stießen. Der Kommissar wußte nun Bescheid. Eine normale Haut konnte dieser Mensch nicht besitzen. Dann hätte er eine Reaktion gezeigt, vielleicht auch geschrien oder geflucht.

Es mußte eine Figur sein.

Der Junge hatte sich nicht getäuscht.

Will fand Halt am Stamm, zog sich hoch und hatte die Rechte frei, mit der er die Waffe zog.

Er trug stets zwei Pistolen bei sich. Eine war mit normalen Kugeln geladen, das Magazin der anderen enthielt geweihte Silbergeschosse, die der Kommissar von John Sinclair bekam, um sich gegen schwarzmagische Wesen wehren zu können.

Es war kein idealer Standplatz für eine gute Schußposition. Dementsprechend sah es auch mit der Treffsicherheit aus, aber Will wollte nicht aufgeben.

Er zielte genau.

In diesem Augenblick stützte sich der andere wieder ab und rutschte schräg auf den nächsten Baumstamm zu. So ähnlich war auch

der Jeep den Hang hinuntergerutscht.

Als sich die Figur zwischen den beiden Stämmen befand, drückte der Kommissar ab.

Er sah noch das blasse Mündungslicht vor der Waffe und bekam mit, wie die Kugel einschlug. Er hatte mit seiner normalen Pistole geschossen. Das Geschöß war dem anderen in die Brust gedrungen. Trotz des harten Aufpralls wurde die Figur nicht gestoppt, sie setzte ihren Weg fort, und Will bekam eine Gänsehaut.

Während sein Gegner gegen den von ihm anvisierten Stamm schlug, hielt Will bereits die Silberkugel-Waffe in der rechten Hand. Er mußte es einfach versuchen. Zu einem Schuß kam er nicht, denn sein Feind hatte zu einer anderen Taktik gegriffen. Er ließ sich fallen.

Urplötzlich lag er am Boden, bekam Geschwindigkeit und rutschte auf Will Mallmann zu.

So schnell konnte der Kommissar nicht reagieren. Der Körper wirbelte altes Laub hoch, das ihn wie eine Decke einhüllte, rutschte und schleuderte weiter, wobei er mit den hölzernen Armen noch um sich schlug und versuchte, Will Mallmann zu fassen.

Dicht neben Wills Fuß schlug die Pranke auf, bevor sie weiter nach unten glitt.

Ein weiterer Stamm stoppte den Hölzernen.

Will hatte sich gedreht. Der Schweiß biß in seine Augen. Er schoß dennoch und sah, wie die Kugel in die Schulter des anderen hackte und Splitter hervorriß.

Eine Silberkugel war es gewesen. Würde sie den anderen vernichten können?

Nein, sie schaffte es nicht, denn Wills Feind drückte sich wieder in die Höhe.

Dabei schüttelte er seinen hölzernen Schädel und schleuderte dem Kommissar einen Stein entgegen.

Mallmann hatte nicht gesehen, wie der andere ihn aufgehoben hatte,

deshalb wurde er auch überrascht. Er nahm den Kopf zu Seite, der Stein prallte neben ihm gegen den Stamm, doch die unkontrollierte Bewegung des Kommissars zeigte Folgen.

Will rutschte weg und aus. Plötzlich lag er am Boden und wußte kaum, wieso dies geschehen war.

Der andere kam immer näher.

Er lag ebenfalls und hatte seinen rechten Arm angehoben. Will schoß in seiner Verzweiflung, aber die Kugel pfiß zwischen das Laub der Bäume. Der Arm fiel genau in dem Moment nach unten, als sich der Kommissar in der Nähe des anderen befand. Diesmal konnte Mallmann nicht ausweichen. Am Kopf und direkt über dem Ohr spürte er den harten Treffer und hatte tatsächlich das Gefühl, von einem Stück Holz getroffen zu sein. Bewußtlos wurde der Kommissar nicht, er spürte sogar noch den Aufschlag in seinem Rücken, als ihn ein schräg wachsender Baum stoppte. Aber es funkte auch vor seinen Augen, ein Zeichen, daß der Treffer doch verdammt hart gewesen war.

Mallmann verlor die Orientierung. Er glaubte, seinen Kopf in Watte gepackt zu sehen, die an verschiedenen Stellen aufriß, wenn der Schmerz besonders heftig war.

Er hatte den Mund weit aufgerissen, holte verzweifelt Luft und kämpfte gegen das drohende Gefühl einer Ohnmacht an. Das gelang ihm kaum. Immer wieder rollten die Wellen heran, wollten ihn umschlingen, und Will ächzte auf.

Ihm war klar, daß er von dieser Stelle weg mußte, sonst gelang es dem anderen, ihn zu killen.

Durch den »Watteschleier« konnte er nur sehr schwerlich etwas erkennen. Dabei glaubte er, eine Bewegung zu sehen, wahrscheinlich war der andere aufgestanden, um ihm den Rest zu geben. Mühsam hob der Kommissar seinen rechten Arm. Die Hand fand einen vorstehenden Ast, um den sie sich klammern konnte. Will zog sich in

eine sitzende Stellung, sein Kopf fiel dabei nach hinten, und für einen Moment lichtete sich der Watteschleier.

Der Kommissar konnte wieder sehen.

Die Angst wurde noch größer, denn der andere hatte genau den Baumstamm erreicht, in dem das von ihm geschleuderte Beil steckte. Er umfaßte bereits den Griff und zog die Waffe mit einem Ruck heraus. Dann drehte er sich um.

Den Arm hielt er halbhoch, wurfbereit also, und Will Mallmann erkannte, daß auch die Silberkugel nichts angerichtet hatte. Er hielt die Pistole in der Hand, schoß nicht noch einmal, sondern starrte auf das Beil und sah darüber die Stirn des Monstrums, die eine tiefe Kerbe aufwies, als wäre sie selbst von dieser Waffe getroffen worden.

Die Figur stand schräg. Bisher hatte sich Will Mallmann nicht so sehr auf ihr Gesicht konzentriert, weil ihn andere Dinge abgelenkt hatten. Nun fiel das Licht der Sonne schräg gegen den Kopf des anderen, und Will erkannte ihn.

Der Kommissar wollte schreien, das gelang nicht, denn der Mann, der da vor ihm stand, war ein ehemaliger Kollege.

Harald West!

Und genau ihn hatte Will Mallmann zwischen seinen Fingern zerbröckeln lassen.

Das durfte es nicht geben, das war verrückt, ein magischer Wahnsinn, und trotzdem Realität.

Harald West war die Figur!

Plötzlich spürte der Kommissar die Lähmung. Er konnte einfach nicht mehr reagieren. Das Wissen darum, wer da vor ihm stand, hatte seine Abwehrkräfte völlig lahmgelegt.

Er blieb auf dem Boden.

Und der andere kam. Er suchte sich noch einen besseren Standplatz aus, starrte Will aus Augen an, die selbst wie kleine Holzkugeln

wirkten und schwang seinen Arm nach vorn.

Er würde werfen, er würde treffen.

Kommissar Mallmann blieb keine Chance mehr zur Abwehr. Er schloß mit seinem Leben ab...

Wenn es Jane Collins gelang, die Kraft des Würfels voll auszuspielen, konnte sie damit einiges verändern. Da sie zudem noch als Hexe existierte, galt diese Veränderung sicherlich nicht dem Guten, sondern dem Gegenteil, das für sie wichtig war.

Dies wußte Suko, und er mußte verhindern, daß so etwas überhaupt eintrat. Er sah Jane auf dem Rücken liegen. Die Arme hatte sie leicht angehoben, die Hände umfaßten den Würfel von zwei Seiten, und der Kopf war ein wenig in die Höhe gerichtet.

Noch hatte Suko Zeit.

Und er nutzte sie.

Wie ein Schatten tauchte er in den Wagen. Seine Bewegungen waren kaum zu verfolgen, auch Jane wußte zunächst nicht, was geschehen war. Sie fühlte nur die plötzliche Leere zwischen ihren Händen, und die beiden Handflächen klatschten zusammen, nachdem sie den Druck des Würfels nicht mehr spürten.

Den Würfel hatte Suko.

Es war ihm buchstäblich im letzten Moment gelungen, ihn der Hexe aus den Händen zu reißen, an sich zu nehmen und wieder zurückzuspringen, so daß er etwa auf der Straßenmitte stand und seine Beute zwischen den Händen seiner hochgerekten Arme hielt. Auch Jane Collins konnte ihn sehen.

Erst zu diesem Zeitpunkt erfaßte sie richtig, was mit ihrer kostbarsten Waffe geschehen war. Die hatte man ihr mit einer Leichtigkeit abgenommen, als wäre sie eine normale Handtasche aus einem Billigladen gewesen.

Sie begann zu schreien.

Es war ein Schreien, Fluchen und Kreischen. Sie schleuderte Suko die wildesten Worte entgegen, die der Chinese jedoch gelassen entgegennahm. Er lächelte sogar noch kalt.

Irgendwann war auch Janes Anfall wieder vorbei. Ihre Stimme verstummte.

»Hast du dich jetzt wieder beruhigt?« erkundigte sich der Inspektor beinahe lässig.

»Ja, verdammt. Ich will ihn zurück.«

Suko lachte. »Das glaubst du doch selbst nicht. Nein, so eine Chance lassen wir uns nicht entgehen. Oder hättest du anders reagiert?«

Jane schwieg. Suko nahm dies als positive Erwiderung hin und blieb nicht mehr auf dem Fleck stehen, sondern schritt auf den Leihford zu, wo ich auf dem Beifahrersitz hockte und mit angespanntem Gesicht zugeschaut hatte, wie es Suko gelungen war, Jane Collins zu überlisten. Der Inspektor bückte sich, als er in den Wagen stieg und hinter dem Lenkrad wieder seinen Platz fand. Den Würfel hatte er auf seinen Schoß gelegt. Er schaute mich an. »Darauf haben wir verdammt lange warten müssen, John, nicht wahr.«

»Und wie«, erwiderte ich kratzig.

Jane begann sich zu regen. Sie fuchtelte mit beiden Händen in der Luft umher. Wir sahen Blitze zwischen ihren einzelnen Fingern aufzucken. Wahrscheinlich mobilisierte sie einen Teil ihrer Hexenkräfte, und ich hob mein Kreuz so an, daß sie es sehen mußte.

»Laß es lieber bleiben«, warnte ich.

Die Blitze verschwanden.

Dafür hörten wir Jane Collins keuchen. »Und was wollt ihr jetzt tun, verdammt?«

»Das gleiche, was du vorgehabt hast«, erklärte Suko. »wir werden den Würfel einsetzen.«

»Dann tut es mal!« lachte sie.

Ich hatte den Spott sehr wohl aus ihrer Antwort herausgehört und erklärte: »Keine Sorge, darin haben wir unsere Erfahrung. Du wirst dich noch wundern. Und jetzt tu uns einen Gefallen und halt dein Hexenmaul, sonst werfen wir dich aus dem Wagen.«

»Ach, verdammt, ich...«

»Sei ruhig!« Allmählich wurde ich sauer.

Jane hielt tatsächlich den Mund. Wahrscheinlich wollte sie es mit uns doch nicht verderben, denn wir waren noch immer aufeinander angewiesen.

Es war natürlich ein gutes Gefühl, den Würfel des Unheils, wie er eigentlich zu Unrecht genannt wurde, wieder in unseren Händen zu wissen. Der Würfel konnte sehr wohl heilsame Kräfte entfalten. Es kam nur darauf an, wer ihn besaß.

Suko würde ihn in meinem Sinne einsetzen.

Leider lag der Fall noch nicht so klar, wie wir ihn gern gehabt hätten. Aus diesem Grunde brauchten wir Informationen. Die hatte Jane durch den Würfel bekommen, und auch wir hofften es mit dieser »Waffe« zu schaffen.

»Willst du mit oder gegen uns arbeiten?« fragte ich sie.

Jane gab eine neutrale Antwort, denn sie wollte es mit keinem von uns verderben. »Ich halte mich raus.«

»Es wäre ein Fehler.«

»Wieso?«

»Denk an deine Verholzung.«

Sie lachte. »Die hast du doch auch.«

»Stimmt. Daran denke ich auch. Deshalb will ich dafür sorgen, daß mir der Würfel mehr Informationen darüber gibt. Hast du verstanden? Dir hat er den Weg gewiesen. Jetzt soll er das gleiche auch bei uns tun. Mehr wollen wir nicht.«

»Dann versuche es.«

»Gibt es noch Hinweise, die du uns geben könntest?« fragte Suko,

der den Würfel festhielt. »Wenn ja, beeile dich mit der Antwort. Sekunden könnten wichtig sein.«

»Nein, es gibt keine.«

»Und wie hast du erfahren, daß du unter Beschuß stehst?«

»Ich habe mich auf den Satan konzentriert und konnte auch seine Gedanken lesen.«

Ob uns das gelang, war fraglich. Versuchen mußten wir es. Suko blickte mir ins Gesicht. »Willst du es machen, John? Ich meine, du stehst Asmodis in gewisser Weise näher, wenn du begreifst, was ich damit sagen will.«

»Klar, gib ihn her.«

Von der Rückbank des Wagens her schaute Jane Collins wütend zu, wie Suko die Arme ausstreckte, um mir den Würfel zu überreichen. Ich kam ihm entgegen und mußte mich anstrengen, um den Gegenstand überhaupt zwischen die Finger nehmen zu können.

Dann aber hatte ich ihn.

Es war auch für mich ein nahezu unbeschreibliches Gefühl, den Würfel endlich in den Händen halten zu können. Was hatte es um ihn Kämpfe und Aufregungen gegeben! Ich dachte daran, daß sogar Xorron ihn einmal gehabt hatte. Er lebte nicht mehr, ich aber existierte noch und würde den Würfel des Unheils endlich für meine Zwecke einspannen können.

Suko nickte mir leicht zu. Auch Jane war ruhig geworden. Selbst die Hexe spürte, daß etwas Entscheidendes bevorstand und auch mit ihrem Schicksal zusammenhing.

Ich holte tief Atem. Vielleicht hätte ich den Augenblick noch länger ausgekostet, so aber saß ich steif auf dem Sitz und schickte meine Gedanken auf die Reise.

Ich dachte an ihn - an den Teufel!

Der Würfel mußte in diesem Fall die Funktion eines Hohlspiegels übernehmen, der meine Gedankenströme bündelte und so an sein Ziel

schickte. Durch die Verstärkung war es dem Teufel praktisch unmöglich, eine Gegenmagie aufzubauen, nur konnte ich ihn durch den Würfel nicht herbeiholen und vernichten.

Ich konzentrierte mich. Die Welt um mich herum war verschwunden, nur mehr die Würfelfläche sah ich und auch die Schlieren, die in seinem Innern liefen.

Allmählich verblaßte die rot-violette Farbe des Quaders, und auch in die Schlieren geriet Bewegung. Sie begannen zu peitschen und trieben sich so gegenseitig voran.

Dabei bewegten sie sich auf die Ränder des Würfels zu, wo sie nicht hindurchdrangen und den Weg nach außen fanden, sondern sich auflösten. Meine Sicht war frei.

Ich hatte das Gefühl, nicht mehr auf eine Seite des Würfels zu schauen, sondern tief in das Innere eines unendlichen Schachtes, der irgendwo in der Ewigkeit verlief.

Und aus diesem Schacht mußte er hervorstiegen, wenn alles so lief, wie ich es haben wollte. Der Teufel kam.

Ich sah die Bewegung. Meine Gedanken schrien seinen Namen und legten unsichtbare Fesseln um ihn.

Häßlich war sein Gesicht. Zu einem abstrakten Dreieck verzogen, in dem das Maul wie ein Spalt klappte. Die Augen leuchteten in einer blauroten Farbe, aus den Nüstern seiner Nase quoll gelblicher Dampf. Er strahlte all das Böse ab, das in ihm steckte und jetzt innerhalb des Würfels gefangen war.

Und er sprach.

Suko, der mitschaute, bemerkte ebenfalls, wie sich der Mund des Teufels bewegte, aber niemand von uns verstand ein Wort. Auch ich nicht. Selbst in meinen Gedanken existierte eine Sperre, so daß ich nicht erfahren konnte, was der Satan von mir wollte.

Dafür stellte ich meine Fragen. Ich formulierte sie gedanklich und wollte genau wissen, wo sich das Grauen aufhielt und wer sich für

die Verholzung verantwortlich zeigte.

Abermals blieb er mir eine akustische Antwort schuldig, aber er mußte den Gesetzen des Würfels gehorchen, und der wiederum zeigte mir das Bild und die Person, die mit uns in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Es war ein Mann.

Ich sah ihn aus den Fluten der Dimensionen emporsteigen. Ein bärtiges Gesicht, Augen, in denen ein böser Wille leuchtete, und dann zwei Hände, die groß hervorkamen.

In der Rechten hielt die Person ein scharfes Schnitzmesser, in der linken eine kleine Holzfigur.

Ein Mann...

Als würde sie von einer nicht zu stoppenden Kraft vorgeschoben, so wurde die Figur größer und größer, so daß ich ihre Gesichtszüge erkennen konnte.

Sie waren markant. Durch das Schnitzen wirkten sie auf irgendeine Art und Weise noch roh, denn der letzte Schliff fehlte. Dennoch erkannte ich den Mann.

Diese Figur war ich!

Im nächsten Augenblick hatte ich das Gefühl, dort zu verholzen, wo mein Herz schlug, so stark und wuchtig hatte mich der Anblick dieser Figur getroffen. Sie war geschnitzt worden, zeigte mein Ebenbild, und ich bekam auf einmal die Erklärung für meinen so schlimmen Zustand. Ich dachte nicht weiter darüber nach, sondern schaute auf den Mann. In seinen Augen war der fanatische Wille zu lesen, seine Arbeit zu Ende zu führen. Ja, dieser Ricardo Bachara war ein Fanatiker, ein Günstling der Hölle, denn allein der Teufel konnte ihm die Kraft gegeben haben, dieses Werk zu vollenden.

Er hatte mich geschnitzt, und ich ging gleichzeitig davon aus, daß er sich auch mit Jane Collins befaßt hatte.

Er war mein Mann.

Wenn ich ihn ausschaltete, hatte ich vielleicht viel gewonnen. Aber konnte ich das auf posthypnotischem Wege schaffen? Es würde schwer werden, so verdammt schwer, und meine Gedanken beschäftigen sich nicht mehr mit Vermutungen oder der Vergangenheit, sondern mit der Gegenwart und der reinen Vernichtung.

Den Würfel benutzte ich als Katalysator.

Und er schaffte es.

Meine eigenen Gedankenströme, die sich mit dem Tod des Schnitzers befaßten, wurden noch verstärkt.

Ich glaubte, einen gewaltigen Schrei zu hören, sah für einen Moment das Gesicht des Teufels aufzucken, und im nächsten Augenblick fiel die Dunkelheit über uns zusammen wie ein vom Himmel rauschender, gewaltiger, schwarzer Sack...

Ricardo Bachara schaute auf die kleine männliche Figur in seiner rechten Hand, und er spürte, wie sie sich selbständig machen wollte. Sie vibrierte.

Dies alles geschah, obwohl er seine Hand ruhig hielt. Irgendeine andere Kraft mußte die Puppe erfaßt haben. Welche? Er drehte sich auf dem Schemel und schaute dorthin, wo die zweite Puppe ihren Platz gefunden hatte.

Sie lag auf dem Rücken. Arme und Beine ausgebreitet, denn so hatte Ricardo sie geschnitzt. Das Gesicht sah blaß aus, die Augen standen offen, ebenfalls der kleine Mund.

Nichts bewegte sich an ihr. Nur der Mann.

Ricardo erlebte zum erstenmal, nachdem er seine Arbeit begonnen hatte, so etwas wie Angst. Es schauderte ihn. Trotz des Schutzes, den ihm der Satan gewährte, spürte er das Kribbeln auf dem Rücken, das sich immer weiter ausbreitete und seinen gesamten Körper umfaßte.

Ohne die männliche Figur loszulassen, drehte er sich um und starrte in seine Werkstatt hinein.

Draußen war es längst wieder Tag geworden. Auch die Mittagsstunde war vorbei, dennoch herrschte im Innern der Werkstatt ein geheimnisvolles Halbdunkel, denn die schmalen Fenster ließen kaum Licht in den Raum fallen. Der Schnitzer brauchte die Lampe, um überhaupt etwas sehen zu können.

Das Licht konzentrierte sich dabei auf seine Werkbank. Die Tür erreichte es längst nicht, sie war nur als Schatten zu erkennen. Und noch ein Schatten erschien.

Wie in der Nacht am Waldrand, so tauchte er auf. Pechschwarz, mit einem unheilvollen und unheimlichen Leben erfüllt, wobei im Zentrum das Gesicht wie eine fahle Maske stand, und der Schnitzer so auf die Fratze des Teufels blicken konnte.

Asmodis war gekommen!

Eigentlich hätte Ricardo Bachara froh sein müssen. Daß er es nicht war, bereitete ihm Furcht. Auch das Zittern der männlichen Figur hatte nicht nachgelassen. Sollte der Teufel ihm möglicherweise nicht mehr helfen können?

Waren andere Kräfte gekommen, die sich ihm vielleicht überlegen zeigten?

Wer konnte stärker sein als die Hölle?

Für Ricardo Bachara war dies unvorstellbar, dennoch wunderte er sich, wie schwer es ihm fiel, überhaupt eine Frage zu stellen. Er mußte zunächst das kratzige Gefühl in seiner Kehle überwinden, um überhaupt einen Ton herausbringen zu können.

»Was ist passiert?« hauchte er. »Die... die eine Figur... der Mann, er gehorcht mir nicht mehr.«

Die Fratze des Teufels verzog sich. »Es ist eine starke Magie in der Nähe«, wisperte der Satan. »Ich spüre sie, ich kann sie nicht vernichten, sie kann mich auch nicht schaffen, aber ich muß ihr

gehören. Ich werde versuchen, noch alles zu retten, bleib du hier. Ich muß die Höllenschwärze bringen, alles andere ist umsonst. Ich werde...«

Ein fahles Blitzen umgab plötzlich das Gesicht des Satans. Gleichzeitig wurde der Schatten aufgerissen und regelrecht zerfetzt. Ricardo sah wieder die Umrisse der Tür.

Es dauerte eine Weile, bis er sich gefangen hatte und über die Dinge nachdenken konnte, die ihm widerfahren waren. Der Satan war erschienen, er hatte mit ihm gesprochen und ihm erklärt, daß eine andere Magie entstanden war.

Eine Magie, die stärker war als der Teufel?

Ricardo Bachara hatte schon öfter in seinem Leben Angst verspürt. Das allerdings war eine andere gewesen, als die, die ihn jetzt umfassen hielt. Er verspürte keine Existenzangst, sondern die Furcht davor, daß für ihn ein Glaube und eine gesamte Welt zusammenbrachen. Er hatte an die Hölle geglaubt, an den Teufel und...

Aus seinem aufgerissenen Mund drang ein Schrei wilder Wut. Auf dem Schemel fuhr er um, hob seinen rechten Arm und rammte voller Haß und Zorn die Klinge des Schnitzmessers in das dicke Holz der Werkbank. Er hatte ungemein viel Kraft in diesen Stoß gelegt. Die veredelte Stahlklinge hielt diese Gewalt nicht aus. Mit einem singenden Geräusch brach sie ab.

Wie eine kleine Sternschnuppe flog die obere Hälfte davon und verschwand irgendwo im Zimmer.

Ricardo Bachara schlug mit der Faust auf den Tisch. Sein Mund verzerrte sich, er flüsterte heisere Worte, Bevor er die kleine Figur ebenfalls auf den Tisch warf.

Sie sprang noch einmal auf. Im Licht der Lampe glaubte der Mann, ein verzerrtes Grinsen auf dem Gesicht zu sehen. Er hatte gewußt, daß es Schwierigkeiten geben würde. Und dabei hatte er sein

Meisterwerk schaffen wollen.

Ja, dieser Mensch sollte alles andere, das er bisher geleistet hatte, in den Schatten stellen.

Nun wurde ihm der Erfolg untreu.

Das konnte er nicht fassen.

Er starrte den Mann an. Sein Gesicht nahm einen tückischen und lauernenden Ausdruck an. Er wußte plötzlich, daß er das große Werk nicht mehr vollenden konnte. Wenigstens nicht auf eine Art und Weise, wie er es gern gehabt hätte.

Und auch nicht bei der Frau.

Als er den Arm anwinkelte und ihn über die Platte der Werkbank schob, bemerkte er das Zittern seiner Finger. Sie zitterten auch noch, als sie die kleine Figur umfaßten, die der Hexe Jane Collins so ähnelte. Sie war ebenfalls eine Feindin des Teufels, und auch sie mußte vernichtet werden. Vielleicht war die magische Kraft noch stark genug, damit auch die echten Personen vergingen.

Das hoffte er, darum flehte er die Hölle an.

Er bewegte sich automatisch. Am hinteren Rand der Werkbank stand ein kleiner Gegenstand, der an ein Regal erinnerte, das nur ein mit Öffnungen versehenes Brett besaß.

Aus den Öffnungen schauten die Griffe zahlreicher Messer. Alle Sorten waren hier vertreten, auch welche, die wie Schraubenzieher aussahen, nur liefen diese vorn sehr spitz zu.

Er benötigte sie, um Falten oder Kerben in die Körper zu schnitzen. Jetzt sollten sie einen anderen Zweck erfüllen.

Noch einmal starrte er sie an. Die beiden, die er brauchte, besaßen einen roten Griff.

Sie wirkten auf ihn wie Signale.

Zur selben Zeit faßte er zu, riß die Messer aus den Halterungen und winkelte seine Arme an, wobei er sie in eine bestimmte Richtung drehte. Kalt und grausam war das Lächeln, das auf seinen Lippen

lag, als er nach unten schaute.

Die Spitzen der Messer schwebten haargenau über den beiden von ihm geschaffenen Figuren, die dicht nebeneinanderlagen. Er konnte sie einfach nicht verfehlen.

»Töten!« keuchte er. »Töten...« Dabei sprühte Speichel aus seinem Mund, der nach unten floß und die Figuren traf.

Er rammte beide Waffen den Figuren entgegen.

Genau in diesem Moment wurde es schlagartig stockfinster!

Die Schwärze des Todes. Das endlose nichts. Die Welt ohne Licht, das nicht faßbare und erklärbare Gebiet der Hoffnungslosigkeit. So und ähnlich dachte Kommissar Mallmann, als die Finsternis schlagartig auf ihn herabgefallen war.

Er glaubte, tot zu sein.

Aber wo war der Schmerz, den er hätte spüren müssen? Dieses alles zerstörende Gefühl vor der endgültigen Dunkelheit, das jegliches Leben auslöschte?

Nicht vorhanden!

Will brauchte Zeit. Er wußte nicht, wie viele Sekunden vergangen waren, bis er es geschafft hatte, einen ersten Gedanken zu formulieren und seine Umgebung trotz dieser lichtlosen Dunkelheit tastend wahrzunehmen. Dabei fiel ihm auf, daß er nicht in einem anderen Reich schwebte, sondern unter seinem Rücken nach wie vor etwas Hartes spürte. Einen gewissen Widerstand. Mit der freien Hand fühlte er nach. Er spürte zwischen den Fingern das feuchte Laub und die Erdkrumen darunter. Schlagartig wurde ihm klar, daß er noch immer an der gleichen Stelle lag und keine lange Wanderung in die Welt der alles verzehrenden Schatten angetreten hatte.

Nur eben diese Dunkelheit, die so urplötzlich gekommen war und ihn regelrecht eingefangen hatte.

Aber nicht nur ihn, auch seinen Feind!

Er dachte sofort wieder an den veränderten Harald West und auch daran, daß diese lebende Figur ihn hatte umbringen wollen. Vielleicht spürte West das gleiche wie er. Sicherlich war auch er von der Finsternis überrascht worden. Er hatte Will Mallmann umbringen wollen, und diesen Willen würde er sicherlich noch aufrechterhalten. Deshalb durfte der Kommissar nicht auf der Stelle liegenbleiben. Bei einem ebenen Gelände hätte es ihm keine Schwierigkeiten bereitet, wieder auf die Füße zu kommen. Hier am Hang sah es völlig anders aus. Er wollte es nicht riskieren, zu fallen und zu stolpern, aus diesem Grunde blieb er in seiner geduckten Haltung.

In der absoluten Finsternis war das Rauschen des großen Wasserfalls doppelt so laut zu vernehmen. Es überdeckte auch die anderen Geräusche, die der Kommissar verursachte, als er sich auf allen vieren von dem Ort fortgewegte, wo er in Lebensgefahr geraten war. Seine Hände wühlten durch das Laub. Sie schleuderten es hoch. Er spürte unter den Fingerkuppen die Feuchtigkeit des Bodens, der Dreck drang zwischen Haut und Nägel, in seinem Schädel hämmerte es wie verrückt, und er kroch tatsächlich weiter wie ein Tier, das von seinem Instinkt geleitet wird.

Nicht nach unten, wo das Wasser aus der Felswand schoß. Der Weg nach oben erschien ihm sicherer.

Einige Zeit verging, ohne daß sich etwas verändert hatte. Will kam zum Glück weg, er rutschte auch nicht zurück, da er sich des öfteren an den aus der Erde hervorwachsenden Baumwurzeln festklammern konnte. So gelang es ihm, Distanz zwischen sich und seinen gefährlichen Feind zu bringen, obwohl er damit rechnete, daß der andere die Verfolgung nicht aufgegeben hatte. Wahrscheinlich hatte er sich ebenso auf die neuen Verhältnisse einstellen müssen wie der Kommissar. Vor einem hatte Will Angst. Wenn der andere in der Finsternis sehen konnte, war der Kommissar verloren. Immer wenn

er daran dachte, schien eine gewaltige Hand sein Herz zu umklammern und zusammenzupressen. Noch hatte er nichts dergleichen bemerkt. Mit dem Mut der Verzweiflung kroch der Kommissar weiter. Er sah die Bäume nicht und konnte auch keine tiefwachsenden Zweige oder Äste erkennen, deshalb passierte es nicht nur einmal, daß ein Zweig oder Ast gegen seinen Körper stach und auch das Gesicht nicht ausließ. Will Mallmann spürte die Kratzer auf der Haut. Manche Spitzen hatten kleine Wunden gerissen, aus denen das Blut quoll.

An Aufgabe dachte der Kommissar nicht. Er mußte einfach weiter und den Weg erreichen.

Einmal glaubte er, von einer Hand berührt zu werden. Sofort sackte er zusammen, preßte sich auf den Boden, hielt den Atem an und hörte im Gehirn den Widerhall seines Herzschlags.

Die Gefahr strich vorbei.

Es war wohl nur ein Zweig gewesen, der wie ein langer Finger über seine Schulter geglitten war.

Will mußte weiter. Nach wie vor wühlten seine Hände das Laub auf. Er hielt die Beine stets ein wenig angewinkelt, damit er sich mit den Knien abstützen konnte, denn der Hang war nicht gleich steil. An eingebrochenen Stellen stieg er senkrecht an, an anderen Flecken wiederum lief er sachter und sanfter aus.

Für Mallmann war es ein gefährliches Nervenspiel. Der andere besaß keine, Will ja, und er mußte sich als stärker erweisen als das dämonische Wesen.

Es würde ihm schwerfallen.

Dennoch machte er unverdrossen weiter. Manchmal kam es ihm so vor, als wäre die Finsternis an gewissen Stellen dichter geworden, als würde er sie greifen können.

Da spielten ihm seine überreizten Sinne dann einen Streich. Plötzlich kam er nicht mehr weiter. Er hatte einen Arm erhoben und

fühlte vor sich den Lehm.

Das war einer dieser kleinen Steilhänge innerhalb des Hangs. Will tastete. Wurzelwerk bekam er zwischen die Hände. Unter dem Zug seiner Finger bog es sich ihm entgegen. Erdkrumen wurden aus dem Verbund gerissen und rollten vor Wills Gesicht.

Die Wurzeln hielten sein Gewicht nicht aus, er mußte schon nach einer anderen Möglichkeit suchen. Da gab es nur eine Alternative, den kleinen Hang zu umkriechen.

Das nahm Will Mallmann sofort in Angriff, und er hatte plötzlich das Gefühl, seinen Feind dicht neben sich zu wissen.

Er konnte es nicht sehen, dennoch spürte er es. Ähnlich wie ein Mensch, der in einem düsteren Zimmer sitzt und den zweiten nicht sah, der das Zimmer betreten hatte, ihn jedoch spürte.

Für einen Moment blieb er liegen, drehte den Kopf und preßte ein Ohr gegen den Boden.

Ja, das waren leichte Erschütterungen, die höchstwahrscheinlich von Schritten herrührten.

Also war Harald West da!

In dieser Phase der unheimlichen Verfolgung hätte der Kommissar gern eine Taschenlampe bei sich gehabt. Leider war dies nicht möglich, so stellte er sich innerlich auf einen Kampf in der Dunkelheit ein. Da berührte ihn etwas!

Diesmal war Mallmann keiner Täuschung erlegen. Ein harter Gegenstand hatte ihn an der Hüfte getroffen. Seiner Ansicht nach konnte es sich dabei nur um einen Tritt gehandelt haben, der von einer Schuhspitze ausgeführt worden war.

Will rollte sich herum. Da er keine Waffe mehr festhielt, konnte er die Arme ausstrecken, spürte Widerstand und griff kurzerhand zu. Der Kommissar hatte Glück im Unglück.

Seine Hände umklammerten einen Fußknöchel, und Will tat instinktiv das Richtige.

Er riß den anderen zur Seite.

Will Mallmann wußte nicht, ob es sein Glück gewesen war. Er hoffte es jedenfalls und vernahm den dumpfen Aufprall dicht neben sich, als der Gegner zu Boden fiel.

Will hätte weiterkriechen können, das wollte er nicht, und so warf er sich mit einer wahren Todesverachtung vor.

In der völligen Finsternis fiel er auf den Rücken des Harald West. Der drückte sich genau in dem Augenblick hoch, und auch Will wurde mit in die Höhe geschoben.

So einfach wollte er es dem anderen nicht machen. Er schlug um sich, suchte dabei und hatte das Glück, einen der Arme zwischen seine griffbereiten Finger zu bekommen.

Eisern hielt er fest.

Irgendwie hatte er das Gefühl, daß es der rechte Arm sein mußte. In dieser Hand hielt der andere auch die Axt.

Mallmann wuchtete den Arm nach unten.

In dem Bruchteil der Sekunde, als er den Boden berührte, hörte der Kommissar etwas brechen. Ein alter Ast wahrscheinlich. Mit der Hand war dieser sicherlich nicht durchtrennt worden. Dafür zeigte sich etwas anderes verantwortlich.

Das Beil!

Und genau das wollte der Kommissar haben. Er hatte sich genau gemerkt, wo das Geräusch entstanden war, schlug seinen Arm vor und bekam das Gelenk zu fassen.

Eine Figur aus Holz, auch wenn sie menschenähnlich ist, reagiert nicht so schnell wie ein Mensch.

Das sagte sich Will und ließ es auf einen Versuch ankommen. Er riß dem anderen die Axt aus der Hand, bevor sich die klammen Finger schließen konnten.

Für einen Moment durchströmte den Kommissar ein wildes Gefühl. Er mußte sich beherrschen, um nicht laut aufzuschreien. Dann tat er

das, was er tun mußte.

Er schlug zu.

Von oben nach unten hämmerte er das Beil, und es traf in den hölzernen Körpers.

Jedesmal, wenn er den dumpfen Laut des Aufschlags vernahm, drang ein Schrei über seine Lippen. Zuviel hatte der Kommissar mitgemacht. Er war wie von Sinnen und drosch auf die Holzfigur ein, die ein lebendiges Monstrum war. Er traf.

Riß lange Wunden in das Holz, und die Splitter wurden hochgewirbelt wie Schneeflocken im Wind, so daß sie um seinen Kopf flogen. Will Mallmann wußte nicht, welche Körperstelle der lebenden Figur er genau traf, er hoffte nur, daß er sie unschädlich machen konnte. Aber West wehrte sich.

Er hatte die ersten Schläge tatsächlich weggesteckt und schaffte es, sich auf die Seite zu wälzen. Dies geschah zwar ziemlich schwerfällig, doch Will konnte es nicht verhindern.

Zweimal traf er noch, schrie dem anderen dabei Worte ins Gesicht, die er selbst nicht verstand, richtete sich dann auf und lief schräg zum Hang hin weiter.

Er kam nicht weit.

Ein Baum stoppte ihn. Zum Glück war er nicht mit dem Kopf gegen den Stamm geschlagen, sondern zunächst mit dem rechten Ellbogen. Will umrundete den Stamm.

Noch immer rauschte der Wasserfall in die Tiefe. Er bildete eine unheimliche Geräuschkulisse im Hintergrund und sorgte dafür, daß jeder andere Laut übertönt wurde.

So konnte der Kommissar auch nicht erkennen, ob der andere ihm folgte, er ging aber davon aus und sah nun selbst zu, daß er den Steilhang hinter sich brachte.

Mallmann kletterte ihn hoch. Er keuchte, der letzte Kampf hatte ihn angestrengt, und er glaubte fest daran, daß er den anderen nicht zum

zweitenmal überraschen konnte.

Wenigstens nicht auf dem Hang.

Will Mallmann war auf der Flucht. Er hatte das Beil festgehalten. Hin und wieder hackte er die Schneide tief in die Erde, vergrub auch die andere Hand im Boden und schaffte es so, schneller voranzukommen. Der verdammte Hang mußte doch irgendwann einmal ein Ende haben, so dachte er voller Verzweiflung und wühlte sich weiter. Die Furcht vor den Umständen und dem grauenhaften Verfolger trieb ihn weiter an. Will dachte überhaupt nicht mehr, sein Wille bestand einzig und allein darin, nur zu überleben.

Er kam weiter.

Und er hätte vor Freude fast geschrien, als seine linke Hand, die er vorgestreckt hatte, nicht mehr in das Laub stach, sondern mit der Innenfläche über die kleinen, grauen und auch spitzen Steine schabte, die auf dem Weg lagen.

Das hatte er geschafft.

Mallmann zog sich höher. Er hatte dabei den Mund weit aufgerissen, atmete keuchend und spürte kaum, daß ihm Speichel von der Unterlippe tropfte und auf den Weg fiel.

Endlich lag er und rollte sich herum.

Auf dem Rücken blieb er liegen. Er starrte in die Dunkelheit über sich, saugte die Luft ein und vernahm das schwache Pumpen seines Herzens. Das Blut rauschte in seinem Kopf wie der jetzt weiter entfernte Wasserfall.

Der Kommissar hätte auf dem Weg stundenlang liegenbleiben können, doch er wußte, daß es ein Fehler war, wenn er dies tat. Er rollte sich schwerfällig herum, wobei er Mühe hatte, wieder auf die Beine zu kommen. Zweimal sackte er zusammen. Die Störungen des Gleichgewichts waren einfach zu stark.

Will taumelte von einer Seite auf die andere. Breitbeinig mußte er stehen um sich überhaupt auf den Füßen halten zu können. Er

rechnete auch damit, angegriffen zu werden und hielt sein Beil schlagbereit. Eine Attacke folgte nicht. Dafür geschah etwas anderes. Die Dunkelheit verschwand.

Allerdings nicht so schnell, wie sie gekommen war, denn es gab gewissermaßen noch ein Vorspiel.

Über Will Mallmann schien die Schwärze einen gewaltigen Riß zu bekommen. Er schaute hoch und sah innerhalb der schwarzen Ebene eine hellere Fratze.

Santans Gesicht!

Will kannte dieses Dreieck genau. Er sah die Brutalität, die verzerrten Züge, den Haß in den Augen, das offene Maul und auch den Qualm, der rötlich schimmernd daraus hervorkroch.

Und er hörte den Teufel schreien!

Es war ein Schrei der Wut, des Hasses und auch der Machtlosigkeit, denn die vom Satan geschaffene Finsternis verschwand. Es wurde wieder Tag.

Ein dämmeriger Tag!

Will Mallmann brauchte einige Zeit, um sich darüber klarzuwerden, und er sah sich in einer vertrauten Umgebung. Er stand nicht weit von der Stelle entfernt, wo er auch den Jeep abgestellt hatte, dessen Trümmer jetzt im Bach schwammen.

Alles schien normal zu sein.

Bis auf eine Kleinigkeit. Die hieß Harald West. Er kroch über den Rand des Abhangs, denn aufgeben wollte er nicht...

Die Finsternis war schlimm. So stark und so absolut, wie ich sie eigentlich nur auf meinen Reisen durch andere Dimensionen kennengelernt hatte. Zudem konzentrierte sie sich nicht nur auf einen Fleck, wie zum Beispiel den Wagen, in dem wir saßen, sondern hatte sich über ein gesamtes Gebiet ausgebreitet.

Nichts konnten wir sehen.

Ich starrte in den Würfel.

Und dort entdeckte ich ihn.

Er saß an einem Tisch, hielt zwei Messer in den Händen und ramnte sie nach unten.

Sein Ziel waren zwei Figuren gewesen, von denen eine meine Gesichtszüge trug und die andere die der Hexe Jane Collins!

Die Messer trafen!

Ich hörte einen gellenden Schrei. Dabei wußte ich nicht einmal, ob Jane oder ich ihn ausgestoßen hatte, wahrscheinlich wir beide. Ein selten erlebter Schmerz erfaßte mich und schien mir meinen Hals von innen und auch von außen zerreißen zu wollen.

Es war furchtbar. Ich bäumte mich in dem Sitz auf und stellte fest, daß ich keine Luft mehr bekam. Von innen her schien sich ein Stück Stahl in meinen Hals geschoben zu haben, das mir die Luft völlig abschnürte. Dazu die Dunkelheit, das Gefühl des Eingeschlossenseins, all dies trieb die Panik in mir hoch.

Und ich vernahm die gellende Stimme. Der Teufel hatte sie ausgestoßen. Von irgendwoher schrie er. »Der verfluchte Würfel kann mich nicht vernichten, Sinclair! Nein, mich nicht. Ich werde dafür sorgen, daß ich doch noch gewinne. Du sollst in der Finsternis der Hölle verrecken. Die Kraft des Würfels gegen die meine, ich gewinne. Ersticke, Hundesohn! Ersticke, an der Kraft meines Dieners!«

Während ich die Worte vernahm, röchelte ich nach Luft. Ich mußte atmen, sonst war alles verloren.

Der Hals saß zu. Gnadenlos hatte der Teufel seine Macht ausgespielt und die des Würfels kompensiert.

War er doch nicht so mächtig?

Aber ich besaß noch eine Waffe. Es war mein Kreuz. Jane Collins hatte nicht gewollt, daß ich es aktivierte. Darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen. Es war unsere einzige Chance. Nachdem es mir

von Suko abgenommen worden war, hatte ich es noch nicht wieder umgehängt. Es lag in der Nähe des Würfels auf meinem Schoß. Ich tastete danach, bekam es zwischen die Finger, wollte atmen, was nicht klappte, und rief mit letzter, verzweifelter Kraft die Formel, die mir ein weiser Mann beigebracht hatte.

»Terra pestum teneto — Salus hic maneto!«

Kaum waren die Worte aus meinem Mund gedrungen, glaubte ich, inmitten einer Explosion zu stehen.

Die Welt wurde zur Hölle!

Ich hatte das Gefühl, abzuheben und durch das Autodach zu fliegen. So sehr schmerzte plötzlich mein Schädel. Von innen her schien eine Schlagbohrmaschine darin zu wirken, ich vernahm die Schreie anderer Personen, hörte auch meine eigene Stimme und dazwischen ein bösesartiges Kreischen, wie es nur Asmodis ausstoßen konnte. Seine Welt brach zusammen!

Ich hatte mit der geballten Kraft des Kreuzes dagegengesteuert, nachdem sich der Würfel Asmodis nicht gewachsen gezeigt hatte. Das Kreuz war es!

Gut gegen Böse - Licht gegen Dunkelheit. Der immerwährende Kampf wurde auch hier weitergeführt, und die hellen Strahlen meines geweihten Talismans vertrieben die schwarzen Schwingen der Hölle. Sie räumten auf, schleuderten das weg, was sie nicht haben wollten. Ich kam mir vor wie in einem rasenden Kreisel. Mein Kopf drehte sich, das Blut schien mir aus den Sinnesorganen zu fließen, und ich stellte trotz dieser Umstände fest, daß ich wieder atmen konnte. Ich schmeckte die Luft wie ein gutes Essen, und ich freute mich darüber, daß ich auch meine Beine wieder bewegen konnte.

Dazwischen vernahm ich die wimmernden Schreie.

Wer sie ausgestoßen hatte, konnte ich nicht sagen. Ich dachte dabei

an den Satan, auch an Suko oder Jane, es war mir egal, für mich zählte die strahlende Helligkeit, deren Mittelpunkt ich war und die es geschafft hatte, die geheimnisvolle Magie des Satans auszuradieren. Er war zurückgeschleudert worden. Heinein in seine schreckliche Welt, und da sollte er auch bleiben.

Das helle Licht sank nur allmählich zusammen. Aber es wurde nicht von der Dunkelheit abgelöst, sondern von dem normalen Dämmerlicht eines allmählich sich dem Ende zuneigenden Tages.

Ich saß im Auto, starrte durch die Scheibe und merkte nicht einmal, daß ich mich wieder bewegen konnte. Ich erinnerte mich daran, die gräßlichen Schmerzen am Hals gespürt zu haben, faßte dorthin und suchte vergeblich eine Wunde.

Es war mir nichts passiert.

Und den anderen?

Zunächst dachte ich an Suko. Als das Unerklärliche geschehen war, hatte er sich wohl nicht im Wagen befunden. Oder? Im Moment war ich völlig durcheinander, schaute nach draußen und sah meinen Freund auf der Fahrbahn liegen.

Er rührte sich nicht.

Im ersten Moment bekam ich einen furchtbaren Schreck. Sollte ihn die Magie des Satans voll erwischt haben? Das durfte nicht sein. Ich ramnte die Tür auf, ließ mich aus dem Wagen fallen und hielt auch mein Kreuz wie im Krampf fest.

Mehr stolpernd als gehend erreichte ich den Freund und ließ mich neben ihm auf die Knie fallen. Meine Hände schlugen auf seine Schultern, ich schüttelte ihn durch, rief seinen Namen und zog ihn mühsam in die Höhe.

Dann hörte ich seine Stimme. »Verdammt, John, ich glaube nicht, daß die Schwarze Magie etwas für mich ist. Die hat mich einfach umgehauen.« Er streckte seine Arme aus und stützte sich ab. Ich konnte einfach nicht anders und mußte lachen. Es war ein Lachen der

Erleichterung, denn mit dieser Reaktion hätte ich nicht gerechnet. Suko lebte, was wollte ich mehr?

Er setzte sich, faßte mit beiden Händen an seinen Kopf und fragte: »Was ist eigentlich geschehen?«

»Ich kann es dir nicht genau sagen.«

»Du hast dein Kreuz aktiviert — oder?«

»Das auch. Aber zuvor ist noch etwas geschehen. Da war plötzlich die Dunkelheit, die uns alle einhüllte.«

»Das war Asmodis. Er ist der Drahtzieher, und er muß auch einen Helfer haben, der nicht weit von hier sitzt.«

Da hatte Suko recht. Ich dachte an das Bild, das mir der Würfel gezeigt hatte. Ein bärtiges Gesicht war darin erschienen. Zudem zwei Hände, die Messer hielten, deren Spitzen auf Figuren zielten, die Jane und mir ähnlich sahen.

Dieser Mann war der Punkt, um den sich alles drehte. Wir mußten zu ihm.

»Und Jane?« fragte Suko.

Ich starrte ihn an. Verdammt, da hatte er etwas gesagt. Sie hatten wir in der Hektik der letzten Minuten völlig vergessen und natürlich auch den Würfel des Unheils.

»Was denkst du?« fragte Suko.

Er bekam eine negative Antwort. »Ich glaube kaum, daß sie die Aktivitäten des Kreuzes heil überstanden hat.«

Dabei schaute ich zurück zum Wagen.

Dort rührte sich nichts. Der Ford stand so schräg, wie er abgebremst worden war, auf der Straße. Da Jane im Fond lag, konnte ich sie nicht sehen.

Ich fühlte nach meinem Hals. Suko zog die Augenbrauen zusammen, als er die Bewegung sah. »Was hast du?«

Ich erklärte es ihm. »Dieser Bachara rammt sein Messer nicht nur in meinen Hals, auch in den von Jane.«

»Du meinst, daß sie erwischt worden ist.«

»Sie hat kein Kreuz.«

Suko nickte. »Mich hat es ja auch gepackt. Über die Kraft muß ich noch immer nachdenken. Plötzlich schleuderte es mich aus dem Wagen. Wie ich auf die Fahrbahn gekommen bin, weiß ich nicht.« Er hob noch die Schultern.

Mit zögernden Schritten ging ich auf den Wagen zu. So harmlos sah er aus. Nichts wies darauf hin, daß sich vor kurzem noch Mystisches, Magisches und Schreckliches in seinem Innern abgespielt hatte. Über Janes Schicksal sich Gedanken zu machen, war müßig. Ich würde es bald sehen.

Irgend jemand hatte die Fondtür wieder ins Schloß geschlagen. Ob bewußt oder nicht, das war nicht festzustellen. Ich öffnete sie, sah Suko neben mir, und wir schauten gemeinsam in den Wagen. Rücklings lag Jane Collins auf der Bank. Ihre Haltung war seltsam steif, das Gesicht sah käsig aus. Ich kannte Leichengesichter. Sie hatten ebenfalls den gleichen Ausdruck gezeigt.

Aber wir sahen noch mehr.

Mich hatte der andere mit seinem Messer am Hals erwischt. Jane Collins auch. Die Wunde befand sich nicht einmal weit unter dem Kinn. Sie zeigte einen Blutfleck, der etwa so groß war wie ein Daumennagel. Von ihm ausgehend lief ein schmaler Streifen den Hals hinab. Ich beugte mich vor, nahm ihre Hand.

Sie fühlte sich kälter an als meine. Einen Pulsschlag spürte ich nicht, wobei ich mir nicht sicher war, ob Hexen überhaupt einen Puls-oder Herzschlag besaßen.

Aber das wollte ich dahingestellt sein lassen. Ich ließ die Hand los. Steif fiel ihr Arm nach unten.

Suko stellte die entscheidende Frage. »Ist sie tot, John?«

»Ich glaube...«

Gab dieser Hundesohn denn nie auf?

Will Mallmann schüttelte den Kopf. Er dachte dabei an den lebenden Harald West. Sie hatten ihm spaßeshalber den Spitznamen James Bond gegeben. Weil er eben nie aufgab, sich manchmal unkonventioneller Methoden bediente und an der Fährte seines Gegner klebenblieb, wobei er auch zu den Männern gehörte, die nebenher noch ein kleines Liebesabenteuer riskierten.

Mit der gleichen ihm angeborenen Zähigkeit reagierte er auch hier als Veränderter und lebende Figur.

Er wollte die Vernichtung seines Gegners.

Als erschöpft konnte man ein Wesen wie ihn nicht bezeichnen. Dennoch schob sich West langsam auf die Straße. Er bewegte sich auf Händen und Füßen, seine Augen stierten zu Boden, bevor er sich in die Höhe drückte, in eine kreisende Bewegung geriet, Schwung holte und normal stehenblieb. Will Mallmann starrte ihn an. Er sah das Gesicht, den Spalt in der Stirn, und er sah auch die Stelle, die er getroffen hatte, als er, auf dem Abhang liegend, auf ihn einschlug.

Seine rechte Schulter war durch die Beilspitze malträtiert worden. Nur hatte Will sie nicht zerstören können. Das Beil war einfach nicht durchgekommen, weil sich irgendeine Hemmschwelle dort befand, die der Kommissar nicht hatte überwinden können.

Sein Gegner bewegte beide Arme. Wahrscheinlich, um Will die Bewegungsfähigkeit zu demonstrieren, schleuderte er sie vor, doch er hütete sich, jetzt schon anzugreifen.

Über den plötzlichen Lichtwechsel dachte der Kommissar nicht mehr nach. Für ihn war allein diese Holzfigur interessant, die mit einer so starken Magie gefüllt war, der Will nichts entgegensetzen konnte. Sie ging weiter.

Stur behielt sie ihr Ziel bei. Wenn der Kommissar einen Schritt zurück und gleichzeitig auch zur Seite ging, machte Harald West die Bewegung mit.

Es war wirklich phänomenal, und der Kommissar suchte nach einem Ausweg. Klar, er hatte das Beil.

Wäre der andere normal gewesen, hätte es Will keinerlei Schwierigkeiten bereitet, aber so richtete die Waffe nichts aus. Will Mallmann wußte nicht, wie er den anderen erledigen sollte. Dennoch wollte er es mit dem Beil versuchen.

Bevor sich West versah, war der Kommissar gesprungen. Er tauchte dicht vor der lebenden Figur auf und schlug sofort zu. Die Klinge raste von oben nach unten. Sie traf den Schädel der Figur, und Mallmann hatte das Gefühl, in einen Holzklotz geschlagen zu haben. Er wollte das Beil wieder aus dem Kopf herausziehen, die Zeit gab ihm Harald West nicht.

Will mußte zusehen, daß er den zugreifenden Händen des anderen entwischte.

Er drehte sich im letzten Augenblick zur Seite, so daß die schwere Holzhand ihn nur streifte. Aber West besaß jetzt das Beil. Er packte den Griff der Waffe und riß sie aus seinem Schädel heraus. Nichts hatte sich geändert. Die Situation war die gleiche wie in der Dunkelheit. Will ärgerte sich, daß er das Beil aus der Hand gegeben hatte.

Jetzt besaß der andere wieder die besseren Chancen. Er kam nicht mehr dazu, das Beil einzusetzen, denn ein anderer hatte die Regie übernommen.

Harald West, der sich inmitten einer Vorwärtsbewegung befand, blieb plötzlich stehen. Er hatte den Arm zur Hälfte erhoben gehabt. Nun fiel er nach unten und mit ihm auch das Beil.

Will hatte an einen Trick gedacht, den Weg so rasch wie möglich verlassen und hinter einem Baum Deckung gefunden. Aus dieser relativen Sicherheit heraus beobachtete er seinen Gegner. Der stand wie ein Denkmal. Obwohl er schon als Figur steif war, wirkte er in diesem Augenblick noch viel starrer. Will Mallmann kam sie wie

eingefroren vor, und die Figur schien gleichzeitig einer nur für sie hörbaren Stimme zu lauschen. Möglicherweise war es eine Stimme, vielleicht auch ein Befehl. Jedenfalls war Will Mallmann für den veränderten Harald West völlig uninteressant geworden.

Plötzlich zitterte er.

Diese Bewegung fand ihren Anfang an seinen Füßen und stieg zuckend in die Höhe. Sie lief immer weiter, bis sie auch seinen Kopf erfaßt hatte, ihn nach vorn drückte, dann wieder nach hinten, und Will ein seltsames Knistern vernahm.

Zunächst wußte Mallmann nicht, woher das Geräusch gekommen war. Es hörte sich an, als würde eine Hand über eine trockene Baumrinde schaben. Rinde gab es genug, nur keine Hände. Dieses Geräusch besaß eine andere Quelle.

Will wußte auch welche.

Es war die Figur!

Staunend kam der Kommissar näher. Er spürte keine Angst mehr, denn für ihn hatte Harald West nun Ähnlichkeit mit einem außer Kontrolle geratenen Roboter.

Das Beil rutschte aus seiner Hand. Dicht neben seinen Füßen blieb es liegen. West dachte überhaupt nicht daran, es wieder aufzunehmen, und auch Will interessierte sich nicht für die Waffe, er schaute zu, was mit seinem Gegner geschah.

Das war ungeheuer.

Die Figur Harald West war nie eine eigene Persönlichkeit gewesen. Stets hatte ein anderer sie geleitet und die Kontrolle über sie bekommen. So auch jetzt.

Aus eigenem Antrieb hatte West nicht gehandelt. Er hätte sich auch nicht selbst verbrannt, denn aus den Löchern seiner Sinnesorgane strömte plötzlich Qualm. Will Mallmann wollte es nicht glauben. Er schüttelte den Kopf, dachte an eine Täuschung, aber er hatte sich nicht geirrt. Was da aus den Öffnungen von Nase, Augen, Ohren und

dem Mund herausströmte, war Rauch, der zudem vom Wind in die Richtung des Kommissars geweht wurde, so daß Will ihn riechen konnte.

Ein völlig normaler Qualm. Er roch nicht nach Schwefel, nach nichts, was die Hölle ausgestoßen hatte, sondern war ein Rauch, der so stank, als hätte jemand etwas verbrannt. Und West brannte!

Äußerlich waren keine Flammen zu sehen. Das gefährliche Feuer schwelte von innen. Es war ein Brand, der die Figur innerlich auffraß, sie regelrecht verzehrte, und der sich wahrscheinlich auch ausbreitete, denn der Rauch nahm eine andere Farbe an.

Er wurde dunkler!

Beinahe schwarz, fett und träge, so kroch er aus den Öffnungen und auch aus den Poren des Körpers. Schon bald hatte er sich wie ein graues Tuch um die Figur gelegt. Es kitzelte in Wills Nase. Der Kommissar schaute staunend zu. In seinem Leben und in seiner langen Laufbahn hatte er schon viel erlebt. Auch Dinge, die mit dem Verstand kaum zu begreifen waren. So etwas, wie er es hier sah, war ihm noch nicht untergekommen.

Da wurde ein dämonisches Wesen von einer noch stärkeren Kraft vernichtet.

West schaffte es nicht mehr, auf dem Fleck stehenzubleiben. Er bewegte sich und erinnerte den Kommissar an einen afrikanischen Tänzer, der um ein Feuer hüpfte.

Mal hob er das linke Bein an, stampfte mit dem Fuß auf, dann folgte das rechte. Es geschah nicht rhythmisch. Immer abgehackt und auch überraschend.

Die Rauchfahne war wie ein dünnes Leichentuch, das den Körper umflorte, dessen Haut sich plötzlich veränderte. War sie bisher noch hell gewesen, so wurde sie auf einmal dunkler.

Die Kraft des Feuers und das allmählich von innen verglimmende Holz sorgten dafür, so daß der Körper einen dunklen Schatten

bekam. Er sah grau aus, beinahe schon schwarz. Will wartete darauf, daß sein Gegner zerstört wurde.

Lange brauchte er nicht mehr zu stehen und zuzuschauen, denn wie durch Zauberhand geleitet, platzte die gesamte Außenhaut des Monstrums auf und entließ die kleinen, höchstens fingerlangen Flämmchen, die sich rasend schnell ausbreiteten und ihre feurigen Schleier über die Gestalt legten.

Es war unwahrscheinlich.

Will hielt den Atem an. So etwas hatte er sich in seinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt. Er dachte daran, daß der echte Harald West zwischen seinen Fingern als kleine Figur zerbröselte war. Mit dieser Nachbildung geschah zwar nicht das gleiche, dennoch »starb« sie auf ähnlich spektakuläre Weise.

Noch hielt sie sich auf den Beinen, auch wenn sie schwankte, aber das Feuer kannte kein Pardon. Es hatte einen Kranz aus winzigen Flammen um den Körper gelegt, verzehrte ihn, brannte ihn aus, und dann erlebte der Kommissar eine puffende Explosion.

Er ging sicherheitshalber zurück, denn er hatte Angst, von dem getroffen zu werden, was aus dem zerplatzenden Körper gedrungen war. Sägemehl...

Glühendes, zerschmelzendes, brennendes Sägemehl fauchte ihm entgegen, wurde zu einer Wolke, die der Wind zerstreute, bevor die kleinen Teilchen zu Boden fielen und verlöschten. Mehr blieb und mehr war nicht von diesem grauenhaften Gegner zurückgeblieben. Sägemehl...

Der Kommissar stand auf dem Fleck und rührte sich nicht. Er starrte auf den kleinen Haufen allmählich verglimmender Reste vor seinen Füßen und schüttelte den Kopf. In seinem Hals spürte er ein trockenes Gefühl, als wäre dort selbst etwas verbrannt worden.

Nur zögernd wagte er sich vor. Dicht neben dem Rest blieb er stehen. Er streckte seinen Fuß aus. Die Spitze wühlte das Sägemehl

durcheinander. Er rührte darin herum, trat darauf und schaute zu, wie die glühenden Teilchen auf dem feuchten Boden verlöschten. Ein Andenken besaß der Kommissar. Es war das Beil, das neben ihm lag.

Mallmann bückte sich und hob die Waffe auf. Er wollte sie nicht wegwerfen, denn er war sicher, sie irgendwann noch einmal gebrauchen zu können, und wenn er sie seinem richtigen Besitzer zurückgab, denn den mußte er unbedingt kennenlernen.

Mit dem Griff zuerst steckte Will Mallmann die Waffe in seinen Gürtel. Dann nickte er dem zu, was von Harald West noch übriggeblieben war.

»Tut mir leid, alter Junge, so hast du nicht enden sollen.« Will machte ihm nicht einmal einen Vorwurf, denn er wußte, daß sein Kollege sicherlich nicht freiwillig reagiert hatte. Er war gezwungenermaßen in den Kreislauf hineingeraten.

Erst jetzt, da diese schreckliche Gefahr vorüber war, erinnerte sich der Kommissar wieder an seine englischen Freunde. Von John Sinclair und Suko hatte er bisher nichts gesehen. Die beiden waren entweder verschwunden oder noch gar nicht erschienen. Vielleicht war ihnen auch etwas passiert.

Mallmann überlegte.

Zum Dorf zurückzulaufen, hatte keinen Sinn. Weit über die Hälfte der Strecke lag hinter ihm. Er wollte endlich an sein Ziel gelangen und dem Terroristen Ricardo Bachara den fälligen Besuch abstatten. Wahrscheinlich wartete der schon darauf. Und so ging Will Mallmann den letzten Rest des Wegs hoch, der ihn zu seinem Ziel brachte...

Wir fahren weiter.

Es war ein herrliches Gefühl für mich, wieder so reagieren zu können wie früher. Keine Verholzung mehr. Das Kreuz und vielleicht

auch der Würfel hatten mir geholfen.

Etwas hatte sich allerdings verändert. Im Fond lag eine Tote!

Wenigstens gingen wir davon aus, denn auch in den nächsten Minuten nach der folgenschweren Entdeckung hatte Jane kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben.

»Rechne damit, daß dieses Kapitel endgültig für dich abgeschlossen ist«, hatte Suko zu mir gesagt, bevor er sich hinter das Lenkrad setzte, um zu fahren.

Abgeschlossen...

Dieses Wort spukte durch meinen Kopf. War das Kapitel Jane Collins wirklich für mich beendet? Ich wollte es einfach nicht glauben. Eigentlich hätte es schon weit vor dieser Zeit für mich abgeschlossen sein sollen, als in Janes Körper der Geist des Rippers gefahren war. Das hatte ich einfach nicht gekonnt. Zuviel war zwischen Jane und mir geschehen. Wir hatten fast perfekt zusammengearbeitet, wir beide waren ein gutes Team gewesen, und es hatte zwischen uns sehr viele Gemeinsamkeiten gegeben.

Nun fuhren wir eine Tote weg. Ich konnte es kaum fassen. Den Würfel hatte ich an mich genommen. Ich verspürte nicht einmal ein Triumphgefühl, wie es eigentlich hätte normal sein müssen. Schließlich war ich lange genug hinter dem Würfel hergejagt, aber die Umstände ließen eine freudige Reaktion nicht zu.

Ich überlegte weiter. Wenn Jane tatsächlich nicht mehr unter den Lebenden weilte, war der Geist des Rippers dann aus ihr herausgefahren und jetzt in einen anderen Körper gelangt? Eine Frage, auf die ich keine Antwort wußte. Vielleicht hätte sie mir Jane geben können, aber sie war dazu nicht in der Lage. Mehr als einmal drehte ich mich um. Sie lag noch immer bewegungslos. Wenn sie sich rührte, dann nicht aus eigenem Antrieb, sondern deshalb, weil der Wagen über Unebenheiten des Bodens schaukelte und sich diese Schwingungen auf ihren Körper übertrugen.

Ich hatte ihre Augen nicht geschlossen. Diese Geste war mir einfach zu endgültig gewesen, so daß ich sie nicht übers Herz bringen konnte. Suko dachte da praktischer. Er sagte zu mir, wobei er mir einen langen Seitenblick zuwarf: »Sei froh, John, daß es so gekommen ist. Damit bist du das Problem Jane Collins losgeworden.«

Er hatte leicht reden. Ihm hatte die ehemalige Detektivin ja nicht so viel bedeutet. Bei mir war das etwas völlig anderes. »Vielleicht habe ich sie gar nicht loswerden wollen«, sagte ich.

»Was?«

»Ja. Ich... ich... verdammt, ich weiß es auch nicht genau. Wir hätten sie ja wie Wikka in der glühenden Schlinge hängenlassen können. Das haben wir auch nicht getan. Du hast sie sogar gerettet.«

»Sicher, weil du mich darum gebeten hast. Hat sie Dankbarkeit gezeigt? Nein, sie nahm den Würfel an sich...«

»Okay, Suko, du hast recht. Aber der Würfel befindet sich jetzt in unseren Händen, das ist doch auch etwas.«

Suko lachte leise. »Ich merke schon, John, mit dir ist heute nicht zu reden.«

»Das stimmt.«

Danach mußte sich Suko auf den Weg konzentrieren, denn wir hatten die eigentliche Straße verlassen und waren noch tiefer in den Wald eingetaucht. Zudem hörten wie ein Rauschen, das, je weiter wir fuhren, immer mehr an Lautstärke zunahm.

Ein Wasserfall mußte irgendwo zwischen den Felswänden schäumen. Suko hatte seine Schwierigkeiten, den Wagen überhaupt zu lenken. Der Weg war eher für Geländefahrzeuge, aber nicht für einen normalen Wagen, wie wir ihn fuhren. Zudem war der Untergrund an einigen Stellen durch den letzten Regen ziemlich weich, so daß die Reifen durchdrehten, wenn Suko ein wenig zuviel Gas gab. Dennoch kamen wir voran.

Schließlich fuhren wir in eine Kurve, in dessen Scheitelpunkt wir den Wasserfall schauen konnten. Bis hierher hatte Suko den Wagen quälen können, weiter würden wir nicht kommen, der Weg wurde einfach zu steil und rutschig.

Ich schaute nach rechts.

Das Wasser schoß in einer breiten Front aus dem Felsen. Eine riesige, helle, schäumende Zunge, die in einen See geschleudert wurde, aus dem ein schnell fließender Wildbach entstand.

Ihn sah ich ebenfalls und entdeckte zwischen den aus dem Wasser ragenden Steinen seltsame Trümmer.

Das sah aus wie Autoblech.

Ich machte Suko aufmerksam.

Auch er schaute hinunter. Sein Nicken bewies mir, daß er ebenso dachte wie ich.

»Das ist ein Wagen.«

»Fragt sich nur, wem er gehört hat?«

»Kann uns egal sein, Alter. Wir fahren weiter.«

Ich deutete nach vorn. »Willst du da tatsächlich hoch?«

Suko nickte. »Ja, ich habe mich entschlossen, so weit zu fahren, wie es eben geht. Das ist immer noch besser, als zu laufen.«

»Okay.«

Suko spielte mit dem Gaspedal. Ich schaute wieder zurück in den Fond. Nach wie vor lag Jane Collins bewegungslos. Auch bei ihr war die Verholzung nicht weiter fortgeschritten. Im Gegenteil. Unsere magischen Aktivitäten hatten diese sogar wieder verschwinden lassen. Suko tat sein Bestes. Der Wagen ebenfalls. Mittlerweile war die Sonne untergegangen. Dämmerlicht hüllte uns ein. Zweige peitschten gegen den Wagen, oft genug drehten die Räder durch.

Das ging so lange gut, bis wir eine scharfe Kurve erreichten. Bevor wir in sie eintauchten, stand schon fest, daß wir da nicht

durchkamen. Suko versuchte es zwar, er kam nicht einmal bis zum Scheitelpunkt. Wir steckten fest und mußten den Rest des Weges zu Fuß gehen. Zur gleichen Zeit stiegen wir aus. Meine Füße versanken im feuchten Boden. Über das Autodach hinweg schaute ich meinen Freund an.

»Nichts zu machen.«

»Gehen wir den Rest.«

»Und Jane?« fragte ich.

»Lassen wir hier.«

Ich schaute durch das Fenster in den Wagen. Sukos Vorschlag war am besten, dennoch konnte ich nicht behaupten, daß mir bei dieser Sache wohl war.

»Ich weiß nicht...«

»Willst du sie tragen?«

»Nein.«

»Dann komm. Und denk an den Würfel.« Verdammt, den hätte ich doch fast vergessen...

Auch Will Mallmann hatte den gleichen Weg genommen, davon wußten wir natürlich nichts.

Der Kommissar war mittlerweile sauer geworden. Erst die Anstrengungen des langen Kampfes und jetzt die Mühen, die er auf sich nehmen mußte, um sein Ziel zu erreichen.

Das dichte Sommerlaub an den seitlich stehenden Büschen und Bäumen hatte den Weg fast zuwachsen lassen. Manchmal mußte Will seine Hände zu Hilfe nehmen, um sich einen Weg zu bahnen, so stark wuchsen die Zweige über. Unter seinen Füßen spürte er die Erde. Bester Humus, nur hin und wieder von grauen Steinen unterbrochen. Für einen Spaziergänger, der in dieser Gegend Urlaub machte, mochte es vielleicht spaßig sein und ihm auch Vergnügen bereiten. Will Mallmann konnte sich etwas Beeseres vorstellen.

Obwohl es im Wald ziemlich kühl war, geriet er dennoch ins Schwitzen. Zudem wurde er von zahlreichen Mücken umtanzt, die sich hin und wieder auch auf sein Gesicht setzten und ihn ärgerten. Nur die Geräusche des Waldes umgaben ihn. In der Höhe ist es immer ein wenig windig. Da Will sich über dem Tal befand, bekam er von diesem Wind auch etwas zu spüren.

Sehr oft rauschte es in den Bäumen, wenn das Laub bewegt wurde und gegeneinanderraschelte.

Eine kleine Hoffnung besaß der Kommissar. Die Bergflanke verflachte, und der Kommissar kam nun zügiger voran. Er rechnete damit, daß er es bis zu seinem Ziel nicht mehr weit hatte.

Eine Pause lagte er ein, um seine beiden Waffen nachzuladen. Er mußte mit allem rechnen. Auch damit, daß ihn Ricardo Bachara mit einer schußbereiten Maschinenpistole erwartete.

Dann ging er weiter.

Nur noch Minuten dauerte es, bis er sein Ziel erreicht hatte. Als der Kommissar das erkannte, drückte er sich an der rechten Seite in ein Gebüsch, wobei er so stehenblieb, daß er noch das kleine Haus sah. Romantiker hätten seine Lage als idyllisch bezeichnet. Es stand auf der Bergkuppe. Der Weg lief ein Stück vor ihm aus, wobei er gleichzeitig in einen Platz mündete.

Einen Wagen sah der Kommissar nicht, doch er stellte fest, daß die Hütte noch einen Anbau besaß, dessen Tür nicht geschlossen war, im Gegensatz zum Hütteneingang.

Dieser Anbau interessierte den Kommissar.

Im allmählich schwindenden Tageslicht bekam er einen seltsam klaren Blick auf sein Ziel. Die Helligkeit schien sich in dieser Höhe noch einmal gegen die ankommende Finsternis aufzubauen zu wollen, um zu zeigen, wozu sie in der Lage war.

Der Kommissar schaute sich vorsichtshalber um. Zu sehen war nichts. Weder vor oder neben dem Haus lauerte jemand, um ihn in

Empfang zu nehmen. Auch fiel Will Mallmann die seltsame Stille auf, die sich über diesen Platz gelegt hatte.

Ja, sie war unnatürlich, als würde die Natur den Atem angehalten. Zwar glitten Vögel durch die Luft, aber weit über ihm, und sie wirkten wie kleine Punkte.

Nachdem sich auch Minuten später noch nichts getan hatte und der Kommissar eigentlich sicher sein konnte, daß im Gelände niemand auf ihn wartete, riskierte er es und verließ seinen Standplatz. Er bewegte sich sehr leise, hatte sich zudem geduckt, denn er wollte ein möglichst kleines Ziel bieten. Auf seinem Rücken spürte er den kalten Schweiß. Sehr wohl war ihm nicht. Daß Bachara ebenfalls vernichtet war, daran wollte er nicht glauben. Schließlich war dieser Mann der Initiator des Ganzen gewesen. Wahrscheinlich mit der Unterstützung des Teufels. Auch von John Sinclair und Suko entdeckte der Kommissar keinen Hemdzipfel. Er rechnete damit, daß die beiden es möglicherweise nicht geschafft hatten oder in den Kreislauf des Schreckens geraten waren, wo sie unter Umständen den kürzeren gezogen hatten. Die kleine Axt hielt der Kommissar in der rechten Hand. Er hatte die Finger hart um den Griff geklammert. Zwischen dem Holz und seiner Haut lag feuchter Schweiß.

Sein Herz klopfte stark. Er wußte noch immer nicht, ob es sich um eine Falle handelte, wenn die Hütte auch so harmlos aussah. Darin und hinter den Holzwänden konnte das Grauen lauern.

Vor der Hütte war der Boden steinig. Nicht einmal Gras wuchs hier. Will hörte das Knirschen, wenn kleine Steine von seinem Gewicht zermalmt wurden.

Ein paarmal schluckte er. Es war die Aufregung, die er hinunterwürgen mußte.

Für ihn war es nicht einfach, sich mit den Gegebenheiten abzufinden. Wenn er bisher auf dämonische Wesen getroffen war, hatte er stets jemand im Hintergrund gewußt.

Diesmal stand er allein und mußte noch drei Schritte gehen, um die Tür des Anbaus zu erreichen.

Da sie nicht geschlossen war, lud sie ihn nahezu ein, den Raum zu betreten.

Dennoch ging der Kommissar sehr behutsam vor. Er stellte sich so hin, daß er durch den Türspalt in das Innere des Anbaus schauen konnte. Eine Bewegung sah er dort nicht. Der Raum lag in einer nahezu gespenstischen Ruhe, die Will Mallmann schon unheimlich vorkam. Er zögerte.

In seinem Magen spürte er den Kloß. Zudem hatte sich in seiner Kehle ein kratziges Gefühl ausgebreitet. Kein Atem wehte ihm entgegen, nur ein Geruch, wie er eigentlich typisch für eine Schnitzer-Werkstatt war. Es roch nach frischem Holz, auch ein wenig nach Farbe und Lack. Nicht nach Mensch...

Mallmann hob die linke Hand an. Er umfaßte den Rand der Tür und zog sie weiter auf.

Schon nach der ersten Bewegung hielt er erschreckt inne. Die Tür quietschte nicht nur in den Angeln, sie schleifte mit ihrer Unterseite auch über den mit kleinen Steinen bedeckten Boden, wobei Will die dabei entstehenden kratzenden Geräusche störten.

Doch er hatte den Apfel einmal angebissen und mußte ihn auch vertilgen. Er ging nicht zurück, sondern zog die Tür so weit auf, daß er den Anbau betreten konnte.

Mit einem weiten Schritt trat er über die Schwelle. Zuerst kam er mit den Zehenspitzen auf, verlagerte sein Gewicht auf die Sohle, um es an der Hacke enden zu lassen.

Mit dem zweiten Fuß geschah das gleiche, so daß der Kommissar endlich in der Hütte stand.

Sie besaß nur ein Fenster. Es lag links von Will und gehörte zu den kleinsten Fenstern, die der Kommissar je in seinem Leben gesehen hatte. Zudem war die Scheibe noch verdreckt. Schmutz, Spinnweben

und Fliegendreck hatten ein Muster auf sie gelegt, so daß man fast nicht mehr hindurchschauen konnte.

Es fiel nur wenig Licht durch das Fenster, da war die offene Tür schon wertvoller.

Will Mallmann schritt durch den in den Anbau fallenden hellen Streifen, durchquerte den Raum und näherte sich der Werkbank. Als er einen Blick nach rechts warf, entdeckte er eine zweite Tür. Sie führte nicht nach draußen, sondern direkt in die Hütte, wo Bachara wahrscheinlich wohnte.

Von ihm hatte Will nichts entdeckt.

Dennoch wurde er das Gefühl nicht los, daß dieser Mann ganz in der Nähe lauerte, zumindest war er vor kurzem noch in seiner Werkstatt gewesen, denn in der Luft hing ein Geruch, den der Kommissar mit dem Attribut menschlich umschrieben hätte.

Ein wenig nach Schweiß und nach Zwiebeln riechend, so stieg dieser Duft in seine Nase.

Verstecke gab es kaum in der Werkstatt. Will sah den Arbeitsplatz und trat näher an ihn heran.

Er hatte die Platte noch nicht erreicht, als seine Augen groß wurden, denn er sah die beiden Puppen, die auf der Werkbank lagen. Diese Puppen kannte er. Die Gesichter waren ihm vertraut. Das eine gehörte zu John Sinclair, das andere zu Jane Collins.

Also war er richtig!

Will atmete tief aus. Er nahm eine Figur in die Hand und erkannte am Hals den Einstich. Dort war das Holz gesplittert, als jemand einen spitzen Gegenstand in John Sinclairs Hals gestoßen hatte. Mit der Figur der Jane Collins war das gleiche geschehen. Der Kommissar dachte darüber nach, was sich hier abgespielt hatte. Sosehr er auch überlegte, zu einem Ergebnis kam er nicht. Obwohl die Werkstatt normal aussah, war sie für ihn nicht so, wie sie hätte sein sollen. Irgendwie war die Atmosphäre eine andere. Er spürte

die Verdichtung und glaubte daran, daß sich das Unheil ausgebreitet hatte und unsichtbar lauerte.

Selten hatte sich Mallmann so unwohl gefühlt. Er wäre am liebsten verschwunden. Leider war damit das Problem nicht gelöst, und es verstärkte sich noch, als Will das Knirschen einer sich allmählich öffnenden Tür vernahm.

Es war nicht die Tür gewesen, durch die er gekommen war, sondern die zweite.

Von dort hörte er die Stimme des Mannes. »Rühr dich nicht, sonst erschieße ich dich!«

Will Mallmann dachte nicht im Traum daran, dem Befehl einen Widerstand entgegenzusetzen. Daß der andere die besseren Karten hatte, nahm er ihm ohne weiteres ab und auch ohne genau hingeschaut zu haben, mit welchem Gegenstand sich der andere bewaffnet hatte. Auf einmal kam ihm das Beil lächerlich vor. Es hatte auch keinen Sinn, es in Richtung Tür zu schleudern, eine Kugel war immer schneller. Will hörte Schritte und vernahm auch, daß die Tür noch weiter aufgedrückt wurde.

Dann kam er.

Obwohl Mallmann den Befehl bekommen hatte, sich nicht zu rühren, drehte er seinen Körper ein wenig in die rechte Richtung, so daß er die Tür sehen konnte.

Sie war fast bis zum Anschlag aufgestoßen worden. Der Mann war bereits über die Schwelle getreten und stand im Halbdunkel der Werkstatt. Will kannte ihn bisher nur von Fotos her, und er hätte ihn bestimmt nicht erkannt, denn der Terrorist hatte sich sehr verändert. Sein Vollbart machte aus ihm äußerlich fast einen anderen Menschen. Auf dem Kopf wuchs das Haar wie schwarzer Lack, und die Augen glänzten wie dunkle Knöpfe.

Am meisten störte die Waffe. Es war eine Schrotflinte mit

Doppellauf. Wenn ein Mensch eine aus der Nähe abgefeuerte Ladung mitbekam, überlebte er dies nicht. Er wurde zerrissen.

Der Druck in Wills Magen verstärkte sich, als er in die beiden Mündungen blickte.

Der Mann verstand es, sich zu bewegen. Er ging schleichend, machte dabei noch große Schritte und behielt den Kommissar stets im Auge. Schließlich stand er so günstig, daß er Will in direkter Linie vor den beiden Mündungen hatte. Er nickte zufrieden. »Und jetzt das Beil weg!« flüsterte er.

Will öffnete die rechte Faust. Die Waffe fiel zu Boden. Der Mann registrierte es mit einem zufriedenen Nicken. »Wer bist du?« fragte er. Sein Deutsch klang hart. Er rollte auch das R, wie es bei den Südländern üblich ist.

»Kommissar Mallmann!«

»Sondereinheit?«

»Fast. BKA.«

Der andere begann zu lachen. »Wie Harald West, euer Mini-Bond.«

»So ungefähr.« Will hatte den ersten Schock überwunden und stellte nun seinerseits die Frage. »Habe ich es bei Ihnen mit Ricardo Bachara zu tun?«

»Sehr richtig.«

»Sie habe ich gesucht.«

Der Schnitzer lachte. »Das tat West auch.«

»Er lebt nicht mehr.«

»Ich weiß, denn ich habe dafür gesorgt. Ich schnitzte von ihm eine Figur. Der Teufel hatte meine Hände dabei geleitet, er gab mir die nötige Unterstützung und erwies mir dabei einen Gefallen, so daß ich in seiner Schuld stand und an den beiden Figuren arbeitete, die er haben wollte. Ein Mann und eine Frau.«

»Die ich kenne«, unterbrach Will den Schnitzer.

»Gehört ihr zusammen?« Bachara wunderte sich.

»Nicht ganz. Wir sind Freunde. Und sie können sich vorstellen, daß ich nicht allein gekommen bin.«

Bacharas Antwort war knapp, klar und eindeutig. »Bullenbluff. Ich habe die Umgebung dieser Hütte beobachtet und keine weitere Person außer dir gesehen. Nein, mein Junge, wir sind allein. Sogar sehr allein. Ich kann mit dir machen, was ich will.«

Das wußte Will. Eine Schweißperle rann über seinen Rücken und ließ eine kalte Bahn zurück. »Dennoch irren Sie sich«, erklärte er. »Ihr Spiel ist nicht gelungen. Es gibt keinen Harald West mehr. In Wiesbaden habe ich ihn in meiner Hand zerdrückt, und der zweite Harold West ist vor meinen Augen verbrannt. Asmodis ist nicht dazu gekommen, sein Spiel zu beenden. Andere Kräfte waren da und haben ihn gestört.«

»Leider«, gab Bachara zu. »Der erste Versuch ist mißlungen...«

»Zu einem zweiten wird es nicht kommen.«

»Das laß nur meine Sorge sein. Ich werde mich mit dem Satan in Verbindung setzen. Noch habe ich die beiden Puppen, und wenn es wirklich sein muß, schnitze ich eine neue. So einfach ist das.«

Will hob die Schultern.

Ricardo Bachara fuhr fort. »Selten habe ich mich so sicher gefühlt, wie in den letzten Wochen, als der Satan an mich herantrat und mir seine Unterstützung anbot. Ich nahm sie gern und dankend an. Im Moment hat er sich zurückgezogen, was nicht heißen soll, daß er nicht mehr vorhanden ist. Aber um dich zu erledigen, dazu brauche ich den Teufel nicht. Es reicht meine Schrotflinte. Von dir wird kaum etwas übrigbleiben, wenn ich beide Läufe abgefeuert habe, das kann ich dir versichern.«

Mallmann glaubte ihm. Er hatte oft genug Opfer gesehen, die von solchen Ladungen erfaßt und getötet worden waren.

»Kommen wir zu dem zweiten Problem«, fuhr der Schnitzer fort. »Als Bulle läufst du sicherlich nicht mit einem Beil herum, das dir

nicht einmal gehört. Wahrscheinlich besitzt du noch eine Pistole. Ich kenne euch ja. Du wirst sie jetzt vorsichtig aus der Halfter nehmen und sie zu Boden werfen. Kapiert?«

»Ja.« Will winkelte den Arm an. Der Kerl vor ihm hatte von einer Pistole gesprochen, nicht von zwei. Es war auch außergewöhnlich, daß jemand mit zwei Waffen herumlief.

Mallmann machte eine Ausnahme. Er überlegte nur noch, welches Schießeisen er abgeben sollte. Er entschied sich für die Walther mit den normalen Bleigeschossen. Mit spitzen Fingern holte er die Pistole hervor, ohne dabei von seinem Gegner aus den Augen gelassen zu werden. Der starrte ihn kalt an. Sein rechter Zeigefinger lag am Stecher der Waffe. Es genügte ein kleiner Druck, um die Schrotflinte »explodieren« zu lassen.

Will Mallmann hielt die Waffe am Griff fest, schaute Bachara in die Augen und sah sein Nicken. Er warf die Walther fort. So weit, daß weder er noch Bachara am sie herankommen konnten, ohne eine andere Position einzunehmen.

Der Terrorist und jetzige Teufelsdiener war zufrieden, was er durch ein Nicken andeutete. »Und jetzt geh zurück, Bulle.«

»Wohin?«

»Einfach zurück.«

Das tat Will auch. Vom Umdrehen hatte der andere nichts gesagt. Immer wenn der Kommissar einen Schritt nach hinten ging, glich der Schnitzer aus, so daß die Distanz zwischen den beiden Männern stets gleich blieb. Schon sehr bald wurde Will Mallmann von der Kante der Werkbank gestoppt. Er spürte sie in seinem Rücken, etwa in Höhe der Hüfte.

»Das ist gut«, erklärte Ricardo Bachara. »Genau dort wollte ich dich haben.« Er kam näher. Die Mündungen der Schrotflinte wiesen auf die Brust des Kommissars. Bisher hatte sie Bachara mit beiden Händen festgehalten, nun kantete er sie hoch und legte sie auf seinen

Arm, wobei er den Kolben mit der Ellenbogenbeuge abstützte. So hielten die Westernhelden in ihren Filmen die Waffen.

Bachara blieb stehen, nachdem er einen Schritt nach rechts gegangen war. »Streck den linken Arm aus!« befahl er dem Kommissar. Das tat Will.

»Gut.« Der andere lächelte kalt. »Und jetzt lege ihn auf die Werkbank.«

»Was soll das?«

»Mach schon.«

Will hob die Schultern und gehorchte. Was sollte er anders tun? Der andere hatte die besseren Karten. Unter seiner Hand spürte der Kommissar das raue Holz der Werkbank. Er fragte sich, was Bachara noch wollte und glaubte daran, daß er irgendeinen faulen und gemeinen Trick in der Hinterhand hielt.

Mallmann sollte sich nicht getäuscht haben. Die nächsten Worte des Schnitzers trafen ihn wie Keulenschläge. Zudem zeugten sie von der Gemeinheit, zu der Bachara fähig war.

»Wenn du deine rechte Hand ein wenig anhebst, Bulle, und dann wieder senkst, wird das Gelenk genau seinen Platz zwischen den beiden Backen eines Schraubstocks finden!«

Will wurde bleich. Damit hatte er nicht gerechnet. Der Schnitzer merkte, welche Gefühle den Kommissar durchtosten. Er begann zu lachen und kam sehr schnell näher.

Plötzlich spürte Will beide Mündungen auf seinem Brustbein und sah darüber das häßlich verzogene Gesicht mit den kalten Augen. »Du hast mein Spiel durchkreuzt, Bulle. Dafür sollst du büßen. Ich will dich schreien und winseln hören, und ich werde dich so klein bekommen, daß du in keinen Hut mehr paßt. Hast du verstanden?«

»Klar«, erwiderte Will rauh.

»Und noch etwas kannst du dir merken. Reinlegen gilt nicht. Ich bin einfach zu gut und merke fast alles.« Nach diesen Worten griff

Bachara mit seiner freien Hand zu. Sie verschwand unter Wills Jacke. Bevor sich der Kommissar versah, hielt sein Gegner die zweite Pistole in der Hand. Es war die Silberkugel-Walther.

»Und damit hast du verloren!« stellte er lächelnd fest. Das gab Will zu, auch wenn er es nicht laut aussprach. Gegen so viel Hinterlist kam er nicht an.

»Du hättest dich eben noch langsamer bewegen sollen. So aber konnte ich erkennen, daß du einen zweiten Engelmacher bei dir trägst. Dein Pech, Bulle.«

»Wir kriegen dich noch, Bachara!«

Ricardo lachte. »Wir?« höhnte er. »Du bestimmt nicht. Für dich habe ich das Besondere. Los, heb die Hand und laß sie wieder fallen, sonst zerfetzte ich dich jetzt schon!«

Will konnte nicht anders. Er mußte dem Befehl Folge leisten. So hob er den rechten Arm an, senkte ihn und zuckte zusammen, als er auf seiner Haut das kalte Metall des Schraubstocks spürte. Diese Berührung war ein Handschlag vom Knochenmann. Sie ging ihm durch und durch. Die Ouvertüre eines schrecklichen Endes.

Der andere schielte zur Seite. »Tiefer das Händchen, Bulle!«

Will gehorchte. Er fühlte sich noch mieser als mies. Durch den Mund holte er Luft. Der andere stand dicht vor ihm. Er verbreitete einen säuerlichen Schweißgeruch, der dem Kommissar unangenehm in die Nase stieg.

Bachara nickte zufrieden. »Ja, so habe ich es haben wollen«, erklärte er, »so und nicht anders. Das genau ist die richtige Lage für unser kleines Spielchen.«

So, wie er stand, konnte er nicht bleiben, deshalb ging er zur Seite und näherte sich mit gleitenden Schritten dem Schraubstock, zwischen dessen Eisenbacken die Hand des Kommissars lag.

Die beiden Mündungen der Schrotflinte deuteten jetzt von der Seite her auf Will Mallmann.

»Hast du noch was zu sagen?« fragte Bachara.

Will schüttelte den Kopf.

»Dann werde ich dich gleich schreien hören!« erklärte der Terrorist mit einer Stimme, in der eine kaum zu begreifende Menschenverachtung mitschwang. Daß er so war, daran trug nicht allein der Satan die Schuld. Schon früher hatte das Böse wie ein Keim in seinem Innern gelauert. Er faßte nach dem kleinen Eisenstab, der in einem Gewinde steckte und drehte ihn herum.

Will preßte die Lippen zusammen. Schon nach der zweiten Drehung spürte er die Berührung der Eisenbacken an beiden Seiten der Hände. Dann die dritte Umdrehung.

Jetzt wurde die Hand schon zusammengedrückt.

»Nun, Bulle?«

»Fahr zur Hölle.«

»Aber erst, nachdem du geschrien hast.« Die vierte Umdrehung folgte. Hätte der Kommissar jetzt versucht, seine Hand aus der Klemme hervorzuziehen, es wäre ihm wohl kaum gelungen.

»Und noch eine, weil es so schön ist«, erklärte der Terrorist hohnlachend.

Mallmann verspürte das Ziehen in der Hand. Bei der nächsten Umdrehung würde es im ersten scharfen Schmerz münden. Darauf konnte er sich einstellen.

»Bald wird es unangenehm«, erklärte Ricardo Bachara. »Ich kenne das, denn ich weiß, wovon ich rede. Man hat mich in einem Lager im Libanon ausgebildet. Dort wurde unter anderem getestet, welch einen Schmerz der Mensch aushalten kann. Ich habe nicht geschrien, obwohl man mir die Hände fast gebrochen hat. Später bekam ich Kontakt mit dem Teufel, und der gab mir neue Hände. Es sind Satansklaunen, wenn du es genau wissen willst, auch wenn sie aussehen wie völlig normale Menschenhände.«

Mallmann gab keine Antwort. Er konzentrierte sich auf den

Schmerz, hörte das Quietschen des Schraubstocks, spürte den Schmerz, biß die Zähne zusammen und vernahm plötzlich eine scharfe Stimme.

»Finger weg!«

Ich hatte die beiden Worte geschrien. Suko und mir war es tatsächlich gelungen, uns lautlos und auch unauffällig der Hütte zu nähern. Wir hatten sekundenlang zusehen müssen, wie unser Freund Will gequält wurde und waren zur rechten Zeit gekommen.

Der Satan hatte diesem Menschen die Hände gegeben. Er sollte sie nicht mehr gebrauchen.

Ich wußte, daß Terroristen nie aufgeben. Bachara machte da auch keine Ausnahme. Er sprang vom Schraubstock weg und kreiselte gleichzeitig herum, wobei die beiden Mündungen seiner Schrotflinte in unsere Richtung wiesen.

Bevor er abdrücken konnte, schossen wir. Suko und ich hielten die Waffen schon in den Händen.

Schüsse peitschten auf. Mündungslichter leuchteten fahl, und wir sahen, wie der Terrorist die Kugeln voll nehmen mußte, zusammenbrach und dennoch feuerte.

Aus dem rechten Lauf der Waffe schoß ein fast armlanger Feuerstrahl. Zum Glück jagte die Ladung nicht in unsere Richtung, sondern gegen die Decke der Werkstatt, wo sie hineinhämmerte und in den dicken Bohlen steckenblieb.

Ich blieb stehen, Suko jagte los und sprang über den fallenden Körper des Schnitzers hinweg. Es dauerte nur mehr zehn Sekunden, dann war Will Mallmann frei.

Was er sagte und mit welchen Worten er sich bedanke, verstand ich nicht, da mein Augenmerk dem Teufelsdiener galt.

Er lag auf dem Rücken. Ich war so nahe an ihn herangetreten, daß ich in seine Augen schauen konnte.

Sie zeigten einen gebrochenen Ausdruck, denn der Mann war tödlich getroffen worden.

Noch etwas geschah.

Wir hatten ihn von seinen Händen sprechen hören. Und daß der Satan ihm neue gegeben hatte. Doch was er gab, das nahm er auch. Ohne daß ich etwas dagegen tun konnte, begannen die Hände des toten Schnitzers zu zucken und nahmen allmählich eine andere Farbe an. Sie wurden braun und brüchig.

Es war ähnlich wie bei einem Vampir, wenn er vom Sonnenlicht getroffen wird und verfault. Auch diese Hände hier fielen ab wie altes Laub vom Baum. Als sie auf dem Boden lagen, krümmten sich die zehn Finger ein letztes Mal wie braune Würmer.

Dann waren sie nur noch Staub.

Auch Suko und Will Mallmann hatten den Vorgang mitbekommen. Sie sagten nichts, der deutsche Kommissar massierte sich nur die Hände und das linke Gelenk.

»Es war wohl im letzten Augenblick«, sagte ich und schlug dem Freund auf die Schulter.

»Danke«, flüsterte Will. Er umarmte uns beide.

Suko und ich fühlten uns so wohl wie lange nicht mehr. Wir hatten unseren Freund retten können, und der Würfel befand sich in unserem Besitz. Nur Janes Tod war der einzige Wermutstropfen, der unsere Freude trübte.

Wir verließen die Hütte.

Ich hatte den Würfel draußen abgestellt, weil er mich zu sehr behindert hätte. Neben der Tür mußte er stehen. Ich bückte mich, wollte ihn aufheben, und meine Augen wurden groß.

Der Würfel des Unheils war verschwunden!

Ich hätte vor Wut, Zorn, Ärger und Scham in den Erdboden versinken können, weil ich daran nicht gedacht hatte, aber es war

alles so schnell gegangen, und wir hatten unsere Gedanken allein auf Will Mallmann konzentriert; der Würfel war zweitrangig geworden. Der Erfolg war zu sehen.

»Was habt ihr?« fragte der Kommissar.

Suko erklärte es in wenigen Sätzen.

Will begriff schnell. »Und wer kann ihn genommen haben?« flüsterte er.

»Das weiß ich nicht«, erwiderte ich.

»Jane Collins«, sagte Suko.

»Sie ist doch...«

»Gehen wir zum Wagen.«

Wir gingen nicht, wir rannten. Als wir die Stelle erreichten, wo wir ihn abgestellt hatten, sahen wir die Bescherung. Der Ford war leer. Keine Jane Collins mehr zu sehen.

Dafür fanden wir einen Zettel mit einer Botschaft. Jane hatte sie mit roter Farbe geschrieben, wahrscheinlich mit Lippenstift. Ich las laut vor.

»Regel eins: Hexen sind besondere Wesen. Regel zwei: Es ist immer gut, eine Hexe als Freundin zu haben. Regel drei: Dennoch darf man niemals einer Hexe trauen, auch wenn sie tot ist oder es nur so scheint. Wir sehen uns bestimmt wieder. Und danke sehr für die Lösung des wirklich starken Problems. Ich hätte es nicht besser machen können.«

Die Worte kamen mir wie Hohn vor. Ich knüllte den Zettel zusammen und schleuderte ihn zu Boden.

Suko hob ihn auf. »Das ist Umweltverschmutzung, mein lieber John. Nimm es leicht, Jane Collins treffen wir bestimmt bald wieder. Die wird immer unseren Weg kreuzen.«

»Dann lasse ich mich nicht mehr reinlegen«, erwiderte ich und ballte die rechte Hand zur Faust.

Suko hatte schon die Wagentüren geöffnet. Wir stiegen ein, und der

Inspektor nahm hinter dem Steuer Platz. Bevor wir die Türen zuwarfen, hörten wir in der Ferne ein lautes, gellendes Lachen. Das kannten wir, denn so lachte nur Jane Collins. Und sie konnte auch lachen, denn die eigentliche Gewinnerin des Spiels war sie...

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 024 »Der lächelnde Henker«